Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierzehnter Jahrgang

Nr. 5 — Marburg i. H., den 1. Februar — 1900

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1620 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Jesus der Sohn des heiligen Gottes — Die christliche Moral und die Politik: 2. Die Möglichkeit einer christlichen Welt — Religiöses Volksleben in Norwegen: 1. Am Meer; 2. In den Fjelden — Das Jubeljahr — Lavaters Tagebuch — An das evangelisch-deutsche Volk. Ansprache des Zentralausschusses für die Innere Mission — Verschiedenes: Nochmals das Flottenflugblatt; Deutsche Krankenpflege-Zeitung; Rothe-Litteratur (Mezger, Spörri); Die chinesische Philosophie und der Staatskonfuzianismus (Brandt); Peter Halket in Maschonaland; Kleine Mitteilungen (Beyschlags Rede); — Selbstanzeigen: Die Theologie als Wissenschaft (Rolffs); Gott in Christus (Niebergall) — Anzeigen

Jesus, der Sohn des heiligen Gottes

Markus 2, 23—28

Heute war es ein Sabbathtag im Sommer. Glühend heiß schien die Sonne herab auf die reiche Flur und auf die Schaar der Jünger, die mit ihrem Meister die staubige Straße einherzogen, vielleicht auf der Rückkehr von einem Dorfe, wo Jesus gelehrt hatte. Die Jünger waren müde und hungrig. Darum ließ es ihr Meister willig zu, daß sie Aehren ausrauften, um die Körner zu verzehren. Doch das Auge des Gesetzes wacht auch auf dem Felde. Spione der Pharisäer, die ihm überall aufpaßten, fragten ihn: Was thun deine Jünger am Sabbath, das nicht recht ist? Nicht als Felddiebstahl sahen sie es an; denn die milden Gesetze Israels gestatteten den Wanderern eine solche Selbsthilfe unbedenklich. Aber als eine Arbeit am Sabbath sahen sie es an, die nicht unter den an Feiertag erlaubten zu finden war. Gottes Ehre war darum verletzt. Ein rechter Israelit hungert lieber, als daß er Gott durch Arbeit am Sabbath kränkte, und das ist kein Meister in Israel, der nicht seine Jünger lieber verhungern ließe, als daß er ihnen erlaubte, Gott durch Arbeit zu beleidigen. Denn Gott ist heilig, und Gott ist streng.

Jesus verweist auf David. Der große Gottesmann machte sich Nichts daraus, als ihn und seine Begleiter hungerte, die Schaubrode zu essen, die nur die Priester essen durften. Wenn der solches that, dann ist das ein klarer Wink. Dann liegt Gott viel mehr an der Stillung des Hungers seiner Menschenkinder, als an der strengen Beobachtung seiner Kultusgebote. Hungernde Leiber sind ihm schrecklicher als gebrochene Sabbathe. Jene thun den Menschen weh, diese thun keinem Menschen weh. Und Gott thut nur weh, was seinen Menschen weh thut. Er läßt lieber seine Ordnungen übertreten, um hungernde Menschen zu sättigen, als daß er Menschen hungern ließe, um seine Ordnungen unverletzt zu erhalten. Denn Gott ist heilig, und er ist gütig.

Damit ist der Ursinn der Gesetze Gottes wieder bloßgelegt. Jedes Gesetz, das von Gott stammt, will den Menschen eine Wohlthat sein. Erst der fromme Uebereifer, der göttlicher sein will als Gott selbst, hat aus der Wohlthat Plage gemacht. Siehe da, welche Gegensätze dort auf dem Feldweg am Sabbathtag! Die Polizisten Gottes über die Menschen, und der väterliche Freund der Notleidenden im Dienste Gottes! Und Beide machen sich ein Bild Gottes, das ihnen gleich ist. Hier ist Gott der Polizist der Welt, der ohne Sinn für das Wohl der Menschen die Uebertreter bestraft, der auf jede Verletzung seiner eifersüchtig gehüteten Ehre mit seiner Rache daherfährt; dort ist es der Vater, der seine Ordnungen zu Dienerinnen seiner Menschen, aber nicht die Menschen zu Knechten seiner Ordnungen macht.

Und diese beiden Gottesbilder haben miteinander gerungen in der Weltgeschichte. Wo die größten Geisteskämpfe und Wendepunkte sind, da finden wir diese beiden Gottesbilder wider einander stehen. Ueber Kerkern und Scheiterhaufen schwebt das eine, das Bild des Gottes, der, um den Buchstaben nicht zu brechen, die Herzen und Leiber der Menschen bricht. Ueber den Bahnbrechern der höchsten Gedanken glänzt das andere, das Bild des Gottes, der seine Gesetzestafeln zerbricht, wenn ihre Zeit gekommen ist, um Heil und Frieden der Menschen nicht aufzuhalten.

Unser Gewissen verlangt nach einer Norm des Guten über unser Leben und unser Herz nach einer Macht der Heiligkeit über die Welt. Immer streben die Menschen, ihr Ideal zu bergen unter die Fittiche der Allmacht. Und dann verlangen sie nach Gestalten, die dem Glauben den Eindruck machen, als redete die Stimme des Höchsten durch sie. Zwischen den Kornfeldern auf der sabbathlichen Flur stehen sich zwei Vertreter der höchsten Macht und Anwälte ihres Willens gegenüber. Wo werden wir die Strahlen der göttlichen Herrlichkeit leuchten sehen? Um die engen und strengen Köpfe derer, die den heiligen Gott als das höchste Polizeiorgan der Welt auffassen, oder um das Haupt dessen, der uns in dem gütigen Vater den heiligen Gott und im Ueben der Liebe das Ziel unserer Heiligung offenbart? Wir glauben, daß es die milde und weitherzige Liebe ist, die die Welt im Innersten zusammenhält. Und die Ahnung unseres Glaubens sieht die heilige Allmacht hinter dem Sohne, der uns das Ideal und den Sinn unsers Lebens in der Liebe zu den Nächsten erkennen lehrte: Ich habe Wohlgefallen an der Liebe und nicht am Opfer.

Niebergall

Die christliche Moral und die Politik

2. Die Möglichkeit einer christlichen Welt*)

Von ungleich stärkerem Gewicht und viel größerer Tragweite ist der Einwand, den Paulsen selbst gegen die Verträglichkeit der Politik mit einer wahrhaft christlichen Moral erhoben hat:

> Die christliche Ethik oder, um weniger mißverständlich zu reden, die Moral des Evangeliums weiß nichts von einer sittlichen Möglichkeit, seine Interessen mit Gewalt durchzusetzen oder auch nur zu verteidigen. Sie sagt: so dir Jemand den Rock nimmt, laß ihm auch den Mantel. Jesus untersagt nicht nur den Gebrauch der Gewalt, sondern auch den Kampf ums Recht vor Gericht. Und er macht keinen Vorbehalt: bist du aber Kaiser oder Kurfürst oder dessen Diener, so darfst du mit dem Schwert dein Reich verteidigen. Sondern er sagt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt; darum kämpfen meine Diener für mich nicht mit dem Schwert.
>
> Selbstverständlich ist auf diesem Boden auch die Durchsetzung der eignen Interessen auf Kosten Andrer mit List oder Täuschung unzulässig.

*) Auch Leser, denen der erste Abschnitt in voriger Nummer vielleicht zu schwierig war, sollten dieses heutige Kapitel nicht ungelesen lassen. D H

Ob eine christliche Welt in diesem Sinne möglich ist? Jesus behauptet es nicht. Er sagt vielmehr: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. „Christusreich“ und „Welt“ sind Gegensätze. Was übrigens nicht beweist, daß sie sich nicht voraussetzen und fordern, nämlich als Gegensätze.

Das meint Paulsen nicht im mindestens dialektisch. Es ist seine vollste Ueberzeugung, die er in seiner Ethik ausführlich dargelegt hat, daß, wenn Jesus und die Urchristenheit den Maßstab für das, was christlich heißen darf, abgeben sollen, Weltverneinung im intensivsten und extensivsten Sinne ein wesentliches Merkmal des Christentums bedeutet, als die Folge davon, daß für jene das wahre Gut im Jenseits liegt. Er weist darauf hin, wie für das ursprüngliche Christentum Wissenschaft und Kunst, Staat und Familie aufgehört haben, Güter zu sein, wie es den in der sittlichen Arbeit an diesen diesseitigen Gütern entwickelten Tugenden, so der Ehrliebe, dem Rechtssinn, der Tapferkeit, andre, die Demut und die Geduld, als die wahren entgegengesetzt habe. Zwar ist es ihm „nicht bloß eine Verderbung des Evangeliums,“ daß das Christentum allmählich zur Welt und Kultur in ein positiveres Verhältnis getreten ist, vielmehr „die Bedingung, unter der allein es auf das werdende geschichtliche Leben der modernen Völker Einfluß gewinnen konnte.“ Und er zählt eine Reihe wertvoller Einzelzüge auf, die das sittliche Bewußtsein der Gegenwart lediglich dem Christentum verdankt. Aber jener Prozeß der Verschmelzung des Christentums mit der Kultur bedeutet ihm doch für dieses selbst immer eine „Verderbung,“ da es in ihm „unzweifelhaft innerlich ein anderes“ geworden. Paulsens historisches Urteil über die Geschichte des Christentums stimmt also mit dem der Sekten überein. Sachlich ist seine Position freilich die entgegengesetzte wie die der Sekten. Er sieht die eigentliche sittliche Lebensaufgabe in der diesseitigen Kultur. Aber er freut sich dessen, daß diese durch das Christentum vertieft und veredelt, kurz humanisiert ist. Und ihm ist der christliche Glaube das beste Symbol für den Ausblick ins Transszendente, den er im Gegensatz zu dem Comtianismus zum Abschluß der Weltanschauung für unentbehrlich hält. Es ist ihm eine der Segenswirkungen des Christentums, daß wir in der gegebenen Wirklichkeit keine volle Befriedigung mehr finden können.

Daß das ursprüngliche Christentum die von Paulsen hervorgehobenen Züge der Weltverneinung an sich trägt, ist zweifellos. Nicht minder, daß der Schwerpunkt des Christentums in der jenseitigen Welt liegt und daß es darum nie kulturselig werden kann, ohne sich selbst völlig zu verlieren. Ebenso, daß jede Verbindung mit der Welt der diesseitigen Kultur, auf die es sich einläßt, für die Christenheit und für den einzelnen Christen eine Fülle gefährlicher Versuchungen mit sich bringt, die im Großen und im Kleinen nur zu oft zum Falle geführt haben. Auch sind solche Hinweise, wie sie schon früher nicht nur Schopenhauer, Strauß, Hartmann, sondern auch Theologen wie Overbeck ausgesprochen haben und wie wir sie der gegenwärtigen theologischen Arbeit am Neuen Testament reichlich verdanken, als Warnung vor Sicherheit sehr wertvoll. Es ist wichtig, daß wir uns gegenwärtig halten, wie das Verhalten des Christen auch zu den besten sittlichen Gütern des Diesseits durch die Richtung auf die jenseitige Welt bestimmt sein muß und daß darum Wachsamkeit gegenüber der Gefahr der Verweltlichung dringend geboten ist.

Aber das macht die Ueberzeugung selbst nicht wankend, daß die Entwicklung, durch die das Christentum eine weltgeschichtlich wirksame Segensmacht nicht nur für die allgemeine sittliche Kultur, sondern für das tiefste persönliche Leben ungezählter Einzelner geworden ist, ungeachtet aller dabei eingetretenen Verfehlungen im Prinzip kein Abfall von sich selbst, sondern folgerechte Entfaltung seines Wesens ist.

Einer Verständigung darüber sollte auch Paulsen nicht unzugänglich sein. Schon wenn man wie er an eine Vernunft in der Geschichte glaubt, ist doch der Gedanke kaum vollziehbar, daß eine geschichtliche Erscheinung, der die Menschheit so viel verdankt, diese Wirkungen nur zufälliger Weise durch Abfall von sich selbst erzielt haben soll. Zu dem gleichen Urteil führt aber auch eine historische Betrachtung, die die Grundtendenz einer geschichtlichen Größe von ihrer durch die besonderen Umstände bedingten ersten Erscheinung zu unterscheiden vermag, die das Christentum nicht wie ein Gesetz oder ein Lehrsystem auffaßt, an dem kein Zug sich ändern dürfte, ohne daß sein inneres Wesen selbst gewandelt würde, sondern es als eine Geistesmacht ansieht, die unter veränderten geschichtlichen Verhältnissen, grade um sich selbst treu zu bleiben, manche ihrer ursprünglichen Züge wandeln muß. Paulsen unterscheidet an der Kantischen Philosophie die großen Grundgedanken von bleibendem Wert und das viele Zufällige und Verkehrte. Um der ersteren willen erachtet er sie als Ganzes für tauglich, die bleibende Grundlage der Philosophie zu sein. Zu dem Zufälligen aber rechnet er den formalen Rationalismus, auf den nach seiner eignen Darstellung Kant gradezu ein Hauptgewicht legt. Er löst ihn als die vergängliche Form des Systems von seinem bleibenden Inhalt, dem ethisch-metaphysischen Idealismus. Wollte er mutatis mutandis ähnlich am ursprünglichen Christentum unterscheiden, so würde er sein obiges Urteil schwerlich selbst aufrecht erhalten. Doch das ist seine Sache. Unsere, die Gründe anzugeben, aus denen wir als solche, die Christen sein wollen und historisch gebildet zu sein meinen, entgegengesetzt urteilen wie er.

Die Weltverneinung tritt im ursprünglichen Christentum nicht als eine Sache von selbständiger Bedeutung auf, am wenigsten als Moment einer dualistischen Weltanschauung — das ist durch den vom Alten Testament her bewahrten Glauben an den Schöpfergott ausgeschlossen. Sie ist Folge der Ueberzeugung, daß die Glaubens- und Liebesgemeinschaft der Gotteskinder, in der das künftige Gottesreich schon in die Gegenwart hereinragt, ein Gut von viel höherem Werte ist als Familie, Volk, Staatswesen dieser Erde, und daß es nun gilt in der Liebe, die alle natürliche und weltlich-sittliche Liebe nach Motiv, Umfang, Ziel überbietet, Alles an die Ausbreitung und den Ausbau dieser Gemeinschaft zu setzen. Was Jesus sich und die zu seiner Nachfolge Berufenen aus den Banden der Familie lösen läßt, das ist sein Beruf als Wanderprediger, der ein solcher der helfenden Menschenliebe ist. Mark. 3, 31—35. Luk. 9, 57—62. Was seiner Forderung, das Unrecht zu dulden und das Böse mit Gutem zu vergelten, zu Grunde liegt, das ist der Gedanke, daß dies ein Mittel der Liebe ist, in der Gottes Kinder ihrem himmlischen Vater gleichen müssen und die wie die Liebe Gottes eine die Menschenherzen überwindende Kraft ist. Matth. 5, 42 ff. Was ihn die Römerherrschaft über das Gottesvolk nicht als unerträglich ansehen läßt, das ist die Gewißheit, daß sie kein Hindernis und ihre Abschüttelung keine Förderung der Liebe ist, in der allein Gottes Wille die Herrschaft über die Menschenherzen gewinnt. Matth. 22, 5 ff. Es ist also die Erfüllung der ganzen Seele mit dem Gut einer sittlichen Gemeinschaft, die, ob auch ihrer Art nach nicht von der Welt, so doch in dieser Welt ihr Dasein hat, und es ist die energische, kampfesmutige, siegesfreudige Inangriffnahme einer sittlichen Aufgabe an der Welt, was die Entwertung der diesseitigen sittlichen Güter und Pflichten, die das Altertum als die höchsten geschätzt hatte, nach sich zieht.

Aber damit, daß dieselben für den Christen neben dem Reiche Gottes, das seine ganze Seele füllen muß, keinen Wert besitzen dürfen, ist doch keineswegs ausgeschlossen, daß sie auch für ihn relativen Wert haben und sogar Pflege von ihm beanspruchen dürfen. Das wäre vielmehr der Fall, sobald sie sich als nützliche oder gar notwendige Mittel zur Verwirklichung des höchsten Zwecks erwiesen.

Daß Jesus und die Urchristenheit der Frage nicht nähergetreten sind, ob es sich so verhalte, darf Niemand wundern, der nicht statt des Urbildes des Lebens in einem neuen Geist ein detailliertes sittliches Programm für alle Zeiten bei ihnen sucht. Die Erwartung, daß der Anbruch der künftigen Welt und mit ihm der Abbruch der diesseitigen unmittelbar bevorstehe, ließ an jene Frage nicht denken; denn er konzentrierte alle Interessen und Kräfte auf die Aufgaben der Mission und des inneren Ausbaus des neuen Gemeinlebens der Heiligkeit und Liebe. Und die Anschauung des damaligen Kulturlebens

gewährte bei dessen religiöser und sittlicher Korruption zu wenig Stoff für die Erkenntnis des relativen sittlichen Wertes seiner Formen, als daß sich diese von selbst aufgedrängt hätte.

Wenn wir dagegen jetzt auf die Erfahrungen einer Geschichte von über achtzehn Jahrhunderten zurückblicken, so dürfen wir nicht verkennen, was jenen durch ihre besondre geschichtliche Lage verhüllt wurde, daß das Zusammenleben der Menschen in den weltlich sittlichen Gemeinschaften und die Arbeit an den mit diesen gegebenen sittlichen Gütern die Bedingung ist, ohne deren Erfüllung das Maaß an Erhebung über die natürliche Rohheit zu sittlicher Bildung, welches zum rechten Verständnis des überweltlichen Gottesreiches unentbehrlich ist, nicht zu Stande kommen kann. Das bezeugt unwillkürlich schon das Neue Testament, wenn es Art und Wert des Gottesreiches mit den Bildern der Familie, der Ehe, des Volkes, des Staatswesens ausdrückt; diese Bilder haben ja Sinn und Kraft nur für den, der durch das Leben in jenen Gemeinschaften ihren erhebenden und verpflichtenden Wert erfahren hat und nun mit diesem Erwerb den erhebenden und verpflichtenden Wert eines höheren, aber doch analogen Gutes auffassen soll. Und wenn das ursprüngliche Christentum den Tugenden, die sich an jenen Gütern entwickeln, dem sittlichen Selbst- und Kraftgefühl, der Ehrliebe, dem Rechtssinn und der Tapferkeit als die wahren Tugenden Demut und Geduld entgegensetzt, so sollen doch jene keineswegs einfach entwertet werden. Sie werden vielmehr auch im neutestamentlichen Christentum überall vorausgesetzt, nur daß sie durch würdigere Beziehungspunkte, höhere Ziele, bessere Mittel vertieft und erhöht sind. Auch der Christ soll aus sittlichem Stolz heraus handeln: der Gedanke an den Adel, den er als Kind, Heiliger, Priester Gottes hat, soll ihn vor sittlicher Befleckung bewahren, das Bewußtsein, daß er als Träger des Geistes und als Glied Christi Alles vermag, ihn mit freudigem Kraftgefühl erfüllen. Der Ausblick auf die Ehre bei Gott und den Haufen von Zeugen soll ihn halten und spornen. Furchtlos und tapfer streitet er gegen das Unrecht. So streitet Jesus gegen das Unrecht, das die Pharisäer, Paulus gegen das, das die falschen Brüder begehen, sobald durch dies Unrecht Güter und Rechte bedroht werden, die sie als wertvolle ansehen. So besteht also schon nach dem Neuen Testament keineswegs nur ein Gegensatz, sondern auch eine Analogie zwischen dem Reiche Christi und der „Welt."

Und nun zeigt die Geschichte, daß das Verständnis für den Wert jeder einzelnen Persönlichkeit und für die Zusammengehörigkeit der Völker, welches durch die griechisch-römische Kultur entwickelt worden war, für die Würdigung und Aneignung des Christentums von größter Bedeutung gewesen ist. Diese konnte in der Heidenwelt wirksam werden erst, als auch dort die Zeit erfüllt war. Durchläuft nun aber nach Goethes treffendem Wort das Individuum immer wieder den Entwicklungsprozeß der Gattung, so kann auch heute noch der Einzelne die weltlich-sittlichen Gemeinschaften und Güter, in und an denen die Menschheit einst für die Aufnahme des Reiches Gottes herangebildet worden ist, zu seiner Erziehung für das Reich Gottes, zur Entwicklung seiner sittlichen Anlage nicht entbehren. Er muß erst an jenen engeren und niederen sittlichen Zwecken gebildet werden, ehe er den umfassendsten und höchsten ergreifen kann. Die Geschichte zeigt weiter, daß dieser Wert der weltlich-sittlichen Gemeinschaften für das Reich Gottes durch die Teilnahme rechter Christen an ihnen noch erhöht wird. Durch sie wird dem Bösen gewehrt, das ihren natürlichen sittlichen Erfolg immer zu verkümmern droht. Durch sie erfährt der sittliche Geist, der sich in ihnen herausbildet, eine Vertiefung und Bereicherung, wie dies Paulsen selbst geschildert hat. Ja durch sie können unter Umständen die weltlichen Gemeinschaften zu unmittelbaren Gliedern des Gottesreiches, die Thätigkeit für sie zur direkten Thätigkeit für das Reich Gottes werden. Das gilt wenigstens von der Familie und der Kindererziehung. Luther, Schleiermacher, Pestalozzi werden Recht behalten mit der Anschauung, daß die christliche Familie das wirksamste Mittel der Ausbreitung des christlichen Geistes ist.

Dies Verhältnis zwischen dem Gottesreich und den weltlich-sittlichen Gütern enthält für die Christenheit, sobald sie sich durch das Ausbleiben der Parusie auf eine längere Periode ihrer Weltwirksamkeit hingewiesen sieht, die unausweichliche Aufforderung, grade um des Reiches Gottes willen sich an der Pflege dieser Güter zu beteiligen. Aus ihrem Glauben an den Gott der Schöpfung und der Geschichte heraus muß sie um dieses Verhältnisses willen sie als gottgeschenkte Güter und als Gottesordnungen betrachten, die Mittel für das Reich Gottes bedeutet haben und noch heute bedeuten. Die weltflüchtige Haltung Jesu und der ersten Christenheit dagegen haben wir nicht bloß psychologisch zu erklären, aus der eschatologischen Spannung und dem heidnischen Charakter der griechisch-römischen Kultur, sondern entsprechend den segensreichen Folgen, die sie gehabt, aus jenem Glauben heraus auch teleologisch als göttliche Fügung zu beurteilen. Erst mußte auf diese Weise ein zentraler Lebenskreis geschaffen und befestigt werden, der der Quellpunkt aller weiteren Wirkungen des christlichen Geistes zu werden fähig war, ehe die Würdigung des Wertes auch der weltlich-sittlichen Kultur für das Gottesreich eintreten konnte. Die weltflüchtige Stimmung und Haltung der ersten Christenheit ist deshalb die gottgewollte Bedingung für die spätere Weltwirksamkeit des Christentums gewesen. Eine Antizipation jener Würdigung wäre für ihren geschichtlichen Beruf eher schädlich als nützlich gewesen.

Gewiß ist mit dieser Wendung von der Weltflucht zur Beteiligung an der weltlichen Kultur und den weltlich-sittlichen Gemeinschaften eine ungeheure Veränderung des ursprünglichen Christentums, nicht nur seiner Verhaltungsweisen, auch seiner Anschauungen und Stimmungen, gegeben. Aber diese Veränderung ist trotzdem keine Wandlung seines inneren Wesens. Denn es ist derselbe Sinn, der hier und dort unter andern Bedingungen sich auch anders bewährt: der Sinn, dem das Reich Gottes das höchste Gut und der oberste Zweck ist, der des Glaubens an den Schöpfergott lebt, welcher die Welt für seinen Zweck, für sein Reich, auf Christus hin geschaffen hat und die Geschichte auf dies Ziel hinleitet; der Sinn des sehnlichen Verlangens nach der Durchsetzung der Herrschaft Christi, den die freudige Zuversicht auf seinen Sieg, den die frohe Gewißheit erfüllt, daß die Kraft des Geistes Christi und die Allmacht Gottes der Gewalt der Verderbensmächte dennoch überlegen ist. Kurz der Gedanke einer „christlichen Welt" ist nicht der flagrante Widerspruch in sich selbst, als den ihn Paulsen hier in der „Christlichen Welt" hingestellt hat.

Johannes Gottschick

Religiöses Volksleben in Norwegen

1. Am Meer

Wenn ich hier Etwas von meinen Beobachtungen über das religiöse Volksleben in Norwegen mitteilen soll, so will ich nur vorbringen, was ein deutsches Publikum interessieren kann; und in dieser Rücksicht habe ich gemeint, daß eine auf Selbsterlebtes gegründete Schilderung der Zustände am Meer und auf den Fjelden vielleicht das Interesse fesseln könnte.

Von einem großen, wohlhabenden Kirchspiel, wo die Verhältnisse in religiöser Hinsicht sicherlich weder schlechter noch besser sind als in allen andern ähnlichen Städten und wo ich als jüngerer Gehilfe bei einem mehr als siebzigjährigen ehrwürdigen Probst gewirkt hatte, wurde es mein Los, bis an das „äußerste Meer" zu ziehen. Dicht bei dem westlichsten Vorgebirge Norwegens, Stat, ist das Kirchspiel gelegen, wo ich nun als selbständiger Pastor wirken sollte.

Gleich bei meiner Ankunft kam man mir mit einer so lächelnden, wortreichen Freundlichkeit entgegen, daß mir ängstlich zu Mute wurde. Die niederdrückende Zuvorkommenheit der Bauern war mir lästig, und mein einziger Trost war die volle Ueberzeugung, daß sie nur ein allzu glänzendes Gutentag war, das schnell genug seinen reizenden Glanz verlieren sollte. Aber ich sollte noch etwas Weiteres erfahren: die blinkende, höfliche Freundlichkeit bestand fort und wurde bis zuletzt so gut wie

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL

nicht aufgegeben. Dabei zeigte sich, daß dies der am meisten in das Auge fallende Grundzug in ihrem Benehmen war, und zwar keineswegs nur ihrem Pastor gegenüber, sondern auch untereinander bei jedem persönlichen Zusammensein. Auf der einen Seite der Medaille strahlte so Güte und Freundlichkeit nach der Schilderung von Psalm 133; aber auf der andern? Ein stetes, die ganze Gemeinschaft durchströmendes Schwelgen in Sünden gegen das achte Gebot. Ich habe da hundertmal bemerkt, wie meine Ruderbevölkerung einander im treuherzigsten Tone anredete und mit der zuvorkommendsten Rücksichtnahme untereinander verkehrte, und wie eben dieselbe Einer hinter dem Rücken des Andern sich mit der boshaftesten Gerüchteschmiederei und der rücksichtslosesten Kritik erlustigte. Und ich lernte bald erkennen: sollte ich hoffen Etwas auszurichten, so mußte, wenn Leute vom Dorfe sich in meinem Geschäftszimmer einfanden, dies meine erste Aufgabe sein, ihnen das Lächeln und das angenommene freundliche, liebenswürdige Schwatzen zu benehmen.

Natürlich hatte diese betrübende Eigentümlichkeit ihren tieferen Grund im religiösen Zustande. Während ein großer Teil der norwegischen kirchlichen Bevölkerung bereits in jener Zeit (1879-1885) durch die Bestrebungen des Naturalismus, besonders durch die von ihm ganz durchseuchte politisch-radikale Presse sich in seinen Ueberlieferungen und religiösen Grundbegriffen in hohem Grade hatte erschüttern lassen, auf die Pastoren schimpfte (denn diese hielten sich ganz außerhalb des politischen Treibens oder hielten sich auf der konservativen Seite), und während dies wiederum bewirkte, daß der Kirchenbesuch über große Striche unsres Landes in erschreckendem Maße abnahm: konnte das draußen am Meere noch nicht bemerkt werden; es war aber den Gegnern zuzutrauen, daß das naturalistische Zeitungslesen und die politische rabies von ihnen eben so unermüdlich und rücksichtslos unter Reichen und Armen bis hinaus zu den äußersten Inseln, Schären und Holmen ebenso wie in den weiten, großen Kirchspielen im Binnenlande werde getrieben werden. Damals war im Gegenteil unser Kirchenbesuch großartig. Die gewaltigen Winterstürme konnten rasen, daß selbst ein geiziger Mann aus dem Binnenlande in solchem Falle ein Vermögen würde daran gegeben haben, um nicht im Boote fahren zu müssen. Die Kirchenboote fuhren gleichwohl aus, und wahrlich, es war oft ein schöner, erfrischender und anziehender Anblick, zu sehen, wie sie, voll beladen mit Männern und Frauen, mit zweifelloser Tüchtigkeit durch die brandenden Wogen nach dem Kirchengebäude steuerten und unter mächtigem Schaukeln am Lande mit Eisenketten tüchtig festgebunden wurden, während das Landvolk in großen Schaaren zu dem großen Gotteshause empor strömte und es oft so zu sagen bis auf den letzten Platz füllte. Fürwahr, immer und immer wieder erinnerte mich die lächelnde, wohlredende Freundlichkeit und dieser herrliche Zustand, welcher ein warm und tief kirchliches Leben verhieß, an die Schilderung, welche Psalm 84 giebt.

Aber nun die andere Seite der Medaille? Um sie steht mit betrübender Deutlichkeit geschrieben: „Sie haben den Schein des gottseligen Wesens, aber seine Kraft verleugnen sie," 2. Tim. 3,5. Ja, die Kraft! Ich weiß nicht, daß ich da eine andere Kraft entdeckt hätte, als die oft erstaunliche Kraft in allen Fischerarmen, eine notwendige Folge davon, daß sie bereits von Kindesbeinen an sich daran gewöhnen müssen, mit den Rudern zu manövrieren; es fehlt ihnen die Kraft sogar zum Bösen; ein kräftiges, dreinschlagendes, verwegenes Verbrechen ist dadraußen sozusagen unerhört, selbst ihr Zorn ermangelt der Kraft der Leidenschaft; kamen sie mit Leuten von anderwärts zusammen, welche bei Plänkeleien plötzlich mit einem kraftvollen Mutbeweise auftraten, mit einem Faustschlag auf den Tisch oder einer Drohung von körperlicher Handgreiflichkeit, so lächelte man feig und tischte süße Reden auf, entschädigte sich aber dann hinter dem Rücken durch bosheiterfüllte Stichelreden.

Es war eine leichte Sache, sogar den größten und stärksten Fischer durch religiöse und ästhetische Einwirkung zu rühren und zum Weinen zu bringen, es war leicht ihn zu begeistern für Gedanken aus dem Gebiet der Sinnenwelt, ja sogar für eine mannhafte That, wenn man nur die Kunst verstand, sich in einer schildernden, lebhaft wechselnden Redeweise zu bewegen. Aber wer mit Hinblick darauf sich vielleicht der fröhlichen Hoffnung hingegeben hätte, einen solchen Menschen für Etwas zu gewinnen, wo Arbeit und Opfer gefordert wurden, würde in neunundneunzig von hundert Fällen sich getäuscht gefunden haben. Denn Rührung und Begeisterung hinderten den Mann nicht, einen Augenblick darauf beim Landhandel die Gelegenheit zu ersehen, einen Gegenstand zu stehlen und unter seine Seemannsjacke zu stecken, wohl gemerkt: einen kleinen Gegenstand, bei dem er keinen Rechtsstreit zu befürchten hatte. Und mit dem auf der Brust verborgenen Gegenstande konnte er sich zu der Erbauungsversammlung eines oder des andern Laienpredigers einfinden und da vor lauter Rührung und Hingenommenheit seine betrübten Thränen weinen.

Man wird vielleicht meine Zeichnung drastisch und übertrieben finden, vielleicht sogar herzlos. Aber einmal ist es nicht meine Aufgabe, eine irgend erschöpfende Beschreibung zu geben (in der ich selbstverständlich auch für mancherlei Hübsches und Schönes Platz genug finden würde), sondern nur kurze Züge von dem am meisten in die Augen Fallenden und religiös Charakteristischen. Sodann gedenke ich die Feder nicht niederzulegen, bevor ich auf die Erklärung und Entschuldigung hingewiesen habe, welche, wennschon nicht bewußt für die Bevölkerung, doch hinter den schmerzlichen Erscheinungen liegt.

Fürs Erste: die unausbleibliche Eigentümlichkeit und Ausbildung des Volksnaturells in Folge der Naturumgebung, der Lebensbedingungen und der Lebensweise. Das Meer mit seiner hellen glitzernden Fläche, überflutet von dem Gold der Sonne oder von dem Silberschein des Mondes, der in stets wechselnden Umrissen über die leicht gekräuselte Unendlichkeit hinzittert — das Meer, das schon am nächsten Morgen in einem einzigen Rauch dastehen kann, während die weißen Wolken über die getürmten Wellenkämme hinjagen und die Brandung gegen das Land donnert — wehe dem Manne oder der Schar, die dann draußen ist! Gestern kamen sie fröhlich zum Lande und leerten die vollen Garne und heute bleiben sie draußen und kommen nicht zurück. Will und kann man sich das lebendig vorstellen, so versteht man, daß ein tägliches Leben in solchen Verhältnissen Sinn für Schönheit und Abwechselung oder besser für die Schönheit der Abwechselung weckt und gegenüber dem plötzlich erscheinenden Ernst, bei dem man nicht verweilen will, stumpfe Gleichgiltigkeit wirkt; man thut vielmehr Alles, sich solchen Ernst fern zu halten. Daher bei religiös angelegten Naturen ein stets bereiter, oft verlangender Sinn für evangelische Verkündigung in leichter, ästhetischer Umkleidung, aber Abwendung von den ernsten sittlichen Ansprüchen. Man kann sie hören, wie sie in wohlgewählten, fließenden Wendungen sich äußern; sie können sogar ästhetisch für die hitzigste Brandpredigt schwärmen; aber den sittlichen Forderungen im Leben folgen, sich durch den im Herzen glühenden Brand auch nur von häßlichen Absichten beim Landhandel abschrecken lassen? das können sie nicht; oder aufhören, seinen Mitmenschen zu verleumden, mit dem man eben noch den Handschlag geteilt hat? das auch nicht.

Zum Andern. Daß nun dieses fortwährend ästhetisch wechselnde Volksnaturell in so hohem Grade die Lüge anwendet, sich allen opferfordernden Ernst vom Leibe zu halten, das hat nicht allein seinen Grund und, in leichteren Fällen, seine entschuldigende Erklärung in der lebhaften Einbildungskraft, sondern auch, und das nach meiner Meinung in noch höherem Grade, in etwas ganz Anderem. Nämlich in der geschichtlichen Thatsache, daß Norwegen während der 400 jährigen Vereinigung mit Dänemark fort und fort mit schlechten Beamten beglückt worden ist, mit traurigen Subjekten, die entweder wegen Dummheit und Unwissenheit oder wegen eines Lebenswandels, der sie im Mutterlande unmöglich machte, oder aus diesen Gründen zusammen dort nicht untergebracht werden konnten und darum hinauf nach Norwegen zu der unaufgeklärten Fischerbevölkerung draußen am Meer gesandt wurden. Nun weiß man ja, daß Dummheit und Gewissen-

losigkeit mit Macht verbunden der herrlichste Zunder sind für alberne Eitelkeit und Hochmut, und so mußte die Fischerbevölkerung trotz ihrer schnell kritischen Auffassung dennoch vor solcher Art von Vertretern des Rechts und der Religion ihr Bestes verlieren. Solches mußte eine Versuchung sein zu Heuchelei und seiltänzerischer Verstellungskunst, zu Verleumdung, Versteckheit und Feigheit, die so allmählich den armen Menschen in das Blut übergingen und es einer wirklich opferwilligen Kraft und der Lust zum Wirken beraubten. Aergernis kann so oft von außen kommen — und kommt auch.

2. In den Fjelden

Von dem Meere in das Land hinein durch den langen, engen und gefährlichen Sognefjord, welchen Henrik Wergeland, der größte lyrische Dichter des Nordens, besungen hat, weiter hinauf durch das enge, auf beiden Seiten von himmelhohen Fjelden umgebene Lordal und das Filial Borgund, wo eine kleine, uralte, von Sonne und Teer beinah schwarze Kirche steht (vom Jahr 1150), führt der Weg über einsame Hochflächen hin bis zu dem in der unmittelbaren Nähe des gigantischen Jotunfjelden belegenen Kirchspiel Vang in Valders. Hier stand bis zum Jahre 1841 die alte Kirche von Vang (aufgeführt um 1200), wunderlich, sonnenverbrannt und klein; 1841 wurde sie von dem preußischen König Friedrich Wilhelm IV. für etwa 400 Mark angekauft, wieder aufgebaut, restauriert und an die arme Gemeinde Brückenberg in Schlesien geschenkt, wo sie „die Bergkirche unseres Erlösers zu Wang“ genannt wird.*)

Was mir in diesem Fjeldamt alsobald sehr auffiel, war der Mangel an Artigkeit und Höflichkeit im äußeren Benehmen der Bevölkerung, ganz im Gegensatz zu dem, was ich bisher an der Küste gewohnt war. Und dieses ungehobelte Wesen im Aeußern schien so eingefleischt zu sein, und so viele geradezu „grotesk unverholene“ Aeußerungen traten mir von vornherein um so unangenehmer vor die Augen, als ich mich durchaus nicht mit irgend einer wahrscheinlichen Hoffnung auf eine bald eintretende Aenderung meiner Stellung trösten konnte. Und doch sollte ich auch hier interessante Erfahrungen machen.

Ganz kurze Zeit, nachdem ich dorthin gekommen war, brach eine heftige, bösartige Epidemie aus, die eine große Menge Volks hinraffte. Als ich so zu diesem Volk im Sognegebiet kam, da lernte ich eine seltsame Art kennen, den Tod für den nächsten Tag oder noch früher zu erwarten, eine Roheit, davon zu reden, eine fast verblüffende Gleichgiltigkeit gegen Leben und Tod, und dabei doch eine überlaute Reizbarkeit bei den allergeringsten Kleinigkeiten rein weltlicher Art, so daß ich mir bisweilen nicht aus noch ein wußte. Aber kam ich dann näher dazu, ihre erdgebundenen Gespräche hin und wieder nur erst ruhig anzuhören, und besonders in ihrer schlichten, natürlichen und einfältigen Sprache, so wurde meine Seele von einem Staunen zum andern bewegt. Niemals habe ich so tief wie hier die Wahrheit des alten Wortes erkannt: „Man soll einen Hund nicht für einen Hasen ansehen.“ Waren das dieselben Menschen? Ein kindliches Vertrauen auf Gott Vater, ein so fein abgestimmter Vorsehungsglaube (von dem die religiöse Richtung unserer Zeit so wenig hat), ein Herzensverständnis von Christus, ein aufrichtiges, warmes und kräftiges Sündenbekenntnis, ein Hunger und Durst nach Gerechtigkeit, so frei von aller erkünstelten Feierlichkeit, wie ich sie selten anderwärts angetroffen habe, so daß ich eine Wohnstätte nach der andern mit einer für mein Herz fruchtbaren Kraft der Erbauung verließ.

Das war hier die Kehrseite der Medaille. Und zwar nicht allein an den Krankenbetten während der Epidemie; nein, es zeigte sich, daß ich in diesen neuen Erfahrungen bei einer besonders mahnenden Veranlassung den Schlüssel zum Verständnis der tiefsten Eigentümlichkeit der Gemeinde gefunden hatte. That ich, als ob ich ihre Roheiten nicht sähe oder merkte, und brachte ich mitten in ihren naturwüchsigen Ausgelassenheiten Eines oder das Andere von religiösem oder allgemein geistigem Interesse auf die Bahn, und achtete ich darauf, daß ich meine Ausdrucksweise einfach und natürlich hielt, so waren diese Fjeldenbauern dabei wie verlangende Kinder.

Beim Gange nach der Kirche herrschte zuerst Roheit und ausgelassene Zuchtlosigkeit; in nachlässiger Haltung und lärmend kam man in die Kirche, wann es einem beliebte; so saßen sie eine Weile und gingen ebenso nachlässig und lärmend wieder hinaus, wenn es ihnen so einfiel, machten einen kleinen Spaziergang draußen auf dem Kirchhof in lebhaftem Gespräch über die Ernte oder einen Pferdehandel, machten sich ein Geschäft in dem Pferde- oder Kuhstall des Pfarrgehöfts und dann — gings zurück in die Kirche. Hätte ich ihnen nun eine wohlverdiente Zurechtweisung erteilen wollen, sich etwas passender zu verhalten, so mußte ich riskieren eine derbe Antwort zu erhalten, grob wie „rauchendes Bärenfleisch.“ Aber, dank meinen Erfahrungen bei der Epidemie, machte ich mir zur Gewohnheit, wenn, wie z. B. bei dem Verhalten in der Kirche, Etwas vorkam, das ich anders wünschte, in die Sakristei zu gehen, wo ich mir durch einfache, milde Worte den Weg zu ihrer eingewickelten Liebenswürdigkeit zu bahnen suchte; und ich that es nicht vergebens.

Niemals habe ich in einer Landkirche eine so stille, friedvolle, ruhige Aufmerksamkeit gesehen, wie die, welche sich auf diese Weise nach und nach in der kleinen Fjeldkirche einstellte. Mit Hilfe des bezeichneten Schlüssels kam ich auch sonst weiter. Ich machte mir zur Regel bei einer Einladung zuerst eine Zeit lang an dem laufenden Gespräch teilzunehmen und von da aus den Strom der Unterhaltung auf natürliche Weise in eine klar begrenzte Bahn abzulenken, wo ich dann Raum und Anlaß fand, eine oder die andere Frage wichtiger Art zu behandeln. Unvergeßlich ist mir folgender Abschluß einer solchen gesellschaftlichen Verhandlung, unvergeßlich, denn sie war typisch. Ich machte mich fertig heimzugehen, denn ich war müde. „Ach nein,“ sagte einer von diesen aufrichtigen, kräftigen Fjeldbauern in dem klangvollen Dialekt der Gegend, „soll der Pastor schon fortgehen? und wir, wie gerne möchten wir die ganze Nacht bei solchem Gespräch sitzen!“

Ich sollte Konfirmandenunterricht geben und hatte zu diesem Zwecke ein Lokal zur Verfügung, das fünfzig Kinder und vielleicht noch 10—15 Personen fassen konnte. Zufällig kam einmal einer von den Bauern dazu, der Unterweisung beizuwohnen. „Hier werde ich wiederkommen,“ sagte er kurz und kräftig; und richtig, er kam und brachte ein paar Bekannte mit sich; einer von diesen sagte, als er fortging: „Wer einmal hier gewesen ist, wird wiederkommen, das ist sicher.“ Und es blieb sicher. Andere kamen dazu, und allmählich kam eine ganze Anzahl älterer Leute des Ortes, Männer und Weiber, zusammen, sodaß eine Mittelwand niedergerissen werden mußte, damit der Raum doppelt so groß würde. Und die Leute hielten aus, nicht nur in jenem Jahr, sondern in jedem Jahr wiederholte sich dieser Besuch. Ich darf mir selbst in keiner Weise die Ehre dieses seltenen, schönen Vorganges zuschreiben, nur dies, daß ich den erwähnten Schlüssel besaß und gebrauchte.

Süßlichen, wortreichen Pietismus konnten diese Fjeldleute nicht leiden, durchaus nicht. Namentlich erinnere ich mich eines von ihnen, eines ganz dürftigen Häuslers und Tagelöhners. Er war ein schlichtes, ruhiges Gemüt und war allezeit beim Konfirmandenunterricht zu sehen; aber die Versammlungen der herumziehenden Laienprediger besuchte er nicht, wofür er von dieser Seite gelegentlich die ziemlich absonderliche Zuschrift erhielt, er könne doch unmöglich ein Kind Gottes sein u.s.w. Aber hat Einer seinen Glauben erwiesen aus den Werken, so ist es dieser mein treuherziger Freund da oben in der kleinen Hütte unter dem Felshang. In seiner Nachbarschaft bewohnte ein älterer Mann ein winzig kleines Häuschen. Dieser Mann bekam den Krebs und hatte die unleidlichsten Schmerzen; dazu verbreitete das Uebel einen unbeschreiblichen Gestank in dem kleinen Raum, einen Gestank, der es fast unmöglich machte, darin zu atmen, was ich selbst von meinen Besuchen bei ihm bezeugen kann. Aber was that sein Nachbar? Obwohl er nicht mit ihm ver-

*) Allen Besuchern des Riesengebirges wohl bekannt. D H

wandt war und es da Nichts zu verdienen gab, ging der brave Häusler immer wieder zu dem Kranken, litt den entsetzlichen Gestank und kämpfte mit ihm, aber er hielt tapfer aus. Und so konnte er Etwas thun zu des Kranken Ermunterung und Labung; er half ihm, womit er konnte, und erzählte ihm ungekünstelt und treuherzig von den Dingen, die zum Frieden dienen, und wodurch er sonst dem Armen eine Erleichterung und Erquickung zuführen konnte.

Ich könnte noch weiter erzählen, z. B. von einem Gottesdienst, den ich oben in demselben Jotunheim in einer ungeheuren Fjeldsenkung an einem sonnenbeglänzten Sommertage abhielt. Der Altar war ein gewaltiger Felsblock, die Gemeinde bestand aus den Bewohnern der rundum auf den Fjeldabhängen liegenden Sennhütten; die Leute waren in erstaunlicher Anzahl zusammengekommen, viele von ihnen nach einem Marsch von drei bis vier norwegischen Meilen; sie hatten ihre Plätze von allen Seiten in amphitheatralischem Absteigen, während oben der hohe Schneegipfel im Sonnenglanz auf der Wacht stand — —

Hier breche ich ab.

Hat man vielleicht gefunden, daß ich, wie das erste Mal so rückhaltlos scharf, so dieses Mal alles ohne Einschränkung in zu rosigen Lichte gesehen habe, so will ich gleichwohl antworten, daß ich beide Male nur bei der Wahrheit geblieben bin, wie in der Liebe. Sollte ich ein Weniges aus dem religiösen Volksleben in meinem Vaterlande mitteilen, so durfte und mußte ich es zeigen wie in seinem Licht so in seinem Schatten, in seiner scharfen Scheidung und in seinen oft so wunderlichen Mischungen.

Daß die umgebende Natur auch hier oben in den Fjelddörfern den Volkscharakter geprägt hat, ist klar. Es hat namentlich die Abgeschlossenheit ein Doppeltes bewirkt: Mißtrauen gegenüber allem Fremden und trotzige Hartnäckigkeit. Dagegen hat die Fjeldbevölkerung durch die schlechten Beamten bei weitem nicht so großen Schaden genommen wie das Volk am Meere. Hat sie schlechte Pastoren gehabt, so hat sie ihnen ohne weiteres den Rücken gekehrt; und haben die schlechten Pastoren den Versuch gemacht, das Volk mit einer falschen Autorität niederzudrücken, so hat der riesige Fjeldbauer dem Herrn Pastor wahrscheinlich die dürre Faust gezeigt. Denn hier bei der natürlichen Kraft im Geschlecht der Fjeldbewohner und bei den großen Schwierigkeiten, sich das Notwendige zu verschaffen, hat sich in ihrem Sinnen und Denken eine Spannkraft entwickelt, die sich nicht leicht Irgendetwas hat bieten lassen. Gott gebe, daß alle Pastoren den Schlüssel zu dem Kämmerlein ihrer Gemeinde finden mögen, und daß sie auch Etwas in dem Kämmerlein finden, Etwas von der Art, wie ich es in Vang fand!

Olaf Peter Monrad

Das Jubeljahr

Die Ankündigung des Jubeljahrs durch Leo XIII. geschah bereits vor mehreren Monaten in einer Bulle, in der er, wie schon so oft, den Verlust seiner weltlichen Herrschaft und der heiligen Stadt Rom beklagte, auch der verderbenbringenden Lehren der Ketzer und Liberalen gedachte in ähnlich schmeichelhafter und zur christlichen Versöhnung dienlicher Weise, wie in der Kanisiusencyklika. Das große Jubiläum in Rom sollte Anno 1900 gefeiert werden, und zwar vom 24. Dezember 1899 bis zum 24. Dezember 1900.

Inzwischen hat unter den üblichen Feierlichkeiten die Eröffnung stattgefunden, und die öffentliche Aufmerksamkeit ist mehr oder minder auf diesen Vorgang in der Zentrale des Katholizismus gerichtet.

1

Es dürfte jedenfalls den Lesern erwünscht sein, einige Aufklärungen über den Begriff, die Entstehung und Fortbildung des sogenannten Jubiläums in der katholischen Kirche und die Feierlichkeiten, die mit ihm gegenwärtig noch verbunden sind, zu erhalten.

Unter einem „Jubeljahr“ oder „Heiligen Jahr“ versteht man in der katholischen Kirche ein solches, in dem nach alten päpstlichen Erlassen den Gläubigen, die nach Rom pilgern, in besonders feierlicher Weise ein vollkommener Ablaß, ein sogenannter Jubiläumsablaß gewährt wird. Es kehrt nach jetzigem Brauch alle 25 Jahre wieder. Nach den Bestimmungen über den Jubiläumsablaß sind während der heiligen Jahre alle Ablässe, die in den verschiedenen katholischen Ländern durch den Besuch von Gnadenorten gewonnen werden können, mit zwei oder drei Ausnahmen aufgehoben. Von der Verpflichtung leibhaftig nach Rom zu pilgern, sind nur die Kranken, Greise über siebzig Jahre, Mönche und Nonnen dispensiert. Bei allgemeinen Anliegen der Christenheit und besonders wichtigen Anlässen können auch außerordentliche Jubiläen entweder für die ganze Kirche, oder für einzelne Länder und Städte, verkündet werden. So schrieb Pius IV. im Jahre 1560 ein Jubiläum aus, anläßlich der Wiedereinberufung des unterbrochenen Konzils von Trient. Paul V. (1617), Urban VIII. (1629), Pius IX. (1850, 1864, 1874) und Leo XIII. (1881 und 1886) verkündeten Jubiläen in Anbetracht allgemeiner Bedrängnisse der Kirche, Gregor XVI. (1842) ein solches, um den Frieden für die spanische Kirche, und Pius IX. (1869), um den Segen Gottes für das vatikanische Konzil von den Gläubigen erflehen zu lassen.

Ueber die Entstehung des Jubiläumsjahres oder Heiligen Jahres in der katholischen Kirche ist Folgendes zu bemerken.

Bei Beginn des Jahres 1300 wurde das Gerücht verbreitet, daß nach einer alten Tradition alle hundert Jahre in Rom ein großer Ablaß zu gewinnen sei. Es fanden sich deshalb viele Pilger in Rom ein, um ihn zu gewinnen.

Papst Bonifaz VIII. ließ deshalb in den päpstlichen Archiven nachforschen, ob dieses Gerücht auf Wahrheit beruhe. Jedoch ergaben diese Nachforschungen ein negatives Resultat. Da aber die Zahl der in Rom eintreffenden Pilger sich immer mehr vergrößerte, entschloß sich der Papst, den angeblich bereits existierenden Ablaß wirklich zu gewähren. Er ließ am 22. Februar 1300 in der Peterskirche eine Bulle verkünden, durch die er für das Jahr 1300 sowie für jedes folgende hundertste Jahr den „vollkommensten Ablaß“ (non solum plenam et largiorem, imo plenissimam omnium veniam peccatorum) allen denen gewährte, die nach Empfang der Sakramente der Buße und des Altars, wenn sie Römer waren, dreißigmal und, wenn sie Ausländer waren, fünfzehnmal die Kirche des heiligen Petrus und Paulus besuchen würden.

Im Jahre 1349 kam eine römische Gesandtschaft zu Papst Klemens VI. nach Avignon, um ihm die Bitte vorzutragen, er möge das Jubiläum alle fünfzig Jahre stattfinden lassen. Diese Bitte wurde in einer Bulle vom 27. Januar 1349 gewährt. In ihr erklärte der Papst, daß er den Wünschen der Römer willfahre, einerseits mit Rücksicht auf das jüdische alle fünfzig Jahre abgehaltene Jubeljahr, auf die fünfzig Tage nach der Auferstehung des Heilandes erfolgte Ausgießung des heiligen Geistes, und mit Rücksicht auf andere Geheimnisse, vor allem aber, damit eine größere Zahl von Gläubigen diesen Ablaß gewinnen könne. Den Bedingungen für die Gewinnung wurde auch noch der Besuch der Laterankirche beigefügt. Wie Mathäus Villani behauptet, fanden sich im Jahr 1350 mehr als eine Million Wallfahrer in Rom ein.

Von Papst Urban VI. wurde später am 14. April 1389 die Wiederkehr des Jubiläums nach 33jähriger Frist neu angeordnet. Sein Nachfolger, Bonifaz IX., eröffnete aber bereits im Jahre 1390 das Jubiläum. Während der Zeit des Schismas war begreiflicherweise der Besuch des Jubiläums nicht mehr so zahlreich wie früher. Im Jahre 1425 wurden — nebenbei bemerkt, — zur Ehre Gottes während des Jubiläums Hexen in Rom verbrannt. Erst unter Nikolaus V. im Jahre 1450 nahm die Teilnahme wieder zu. Paul II. bestimmte endlich im Jahre 1470, daß das Jubiläumsjahr alle 25 Jahre gefeiert werden solle.

Der Gebrauch der feierlichen Eröffnung und Schließung der heiligen Pforte bei Beginn und Ende des Jubiläums ist

auf einen Erlaß Alexanders VI. im Jahre 1500 zurückzuführen. Am Beginn des sechzehnten Jahrhunderts wurde auch bestimmt, daß die während eines Jubeljahres nur in Rom zu gewinnenden Ablässe während des darauffolgenden Jahres auf die gesamte katholische Kirche ausgedehnt werden könnten, um einen allzugroßen Andrang von Pilgern nach Rom zu vermeiden. Während der Ausdehnung des Jubiläumsablasses können überdies die Beichtväter überall auch von den sonst dem Papst und Bischofe reservierten Sünden absolvieren, sowie von abgelegten Gelübden befreien, indem sie diese in gleichwertige Leistungen verwandeln.

Die fünfundzwanzigjährige Jubiläumsfeier fand seit dieser Zeit regelmäßig bis zum Jahre 1800 statt. Damals unterblieb sie infolge der Zeitereignisse. Im Jahre 1825 wurde sodann wieder unter dem Pontifikat Leos XII. das neunzehnte Jubeljahr gefeiert. Da sah man noch Pilger barfuß durch die Straßen Roms ziehen und öffentliche Geißelungen vornehmen. Papst Pius IX. war zweimal während seines langen Pontifikats durch die politischen Ereignisse verhindert, die Jubelfeier in Rom zu begehen. Er verlieh aber Ersatzjubiläumsablässe für den 2. und 25. Juli 1850 und 24. Dezember 1874. Der gegenwärtige Papst Leo XIII. konnte dagegen noch am Ende seiner Tage in ruhigeren Zeiten die Zeremonie der Eröffnung des Jubiläumsthores an der Peterskirche, der Porta Santa, in solenner Weise vornehmen. Er hatte seiner Zeit als junger Kleriker diesem Akte unter dem zwölften Leo beigewohnt.

2

Aus Rücksicht auf seine Gesundheit hatte man bestimmt, daß die Feierlichkeit nicht wie üblich am Abend, sondern um die Mittagsstunde stattfinden solle. Man wollte ihn nämlich, da er sehr zu Erkältungen geneigt ist, nicht der kalten Abendluft aussetzen. Am Porticus der Peterskirche vor der Porta Santa hatte man einen Thron für den Papst und eine Tribüne für das diplomatische Korps und die sonstigen Geladenen errichtet. Am Tage der Feierlichkeit, Vormittags 11 Uhr, bestieg der Papst in den Pontifikalgewändern die Sedia gestatoria und ließ sich unter Vorantritt des Kardinal-Kollegiums nach der Sixtinischen Kapelle tragen. Daselbst erwarteten ihn die Deputationen der Orden, der römischen Geistlichkeit und römischen Bruderschaften. Er verrichtete eine kurze Andacht vor dem Altarsakrament und stimmte den Hymnus Veni Creator Spiritus an. Hierauf wurde er unter Vorantritt des Klerus und der Kardinäle über die Scala regia nach dem Thore der Basilika getragen, wo er sich auf dem für ihn bereit gehaltenen Throne niederließ. Nun erklang die große Glocke der Peterskirche. Auf dieses Zeichen erhob sich der Papst mit den zwei assistierenden ältesten Kardinal-Diakonen und schritt unter Vorantritt des Groß-Pönitentiars Kardinal Serafino Vanutelli auf die Porta Santa zu.*) Er führte mit einem kunstvollen, von den Bischöfen Italiens gestifteten, goldenen Hammer, den ihm Kardinal Vanutelli überreichte, drei Schläge gegen dieselbe, indem er sprach: Aperite mihi portas justitiae! Aperite mihi portas, quoniam nobiscum est Dominus (Oeffnet mir die Pforten der Gerechtigkeit, denn mit uns ist der Herr). Nach dem dritten Schlage fiel die Pforte nach innen auf einen schlittenähnlichen Wagen und wurde rasch bei Seite gezogen. Nachdem die Mauerreste und der Mörtel von den Sanpietrini fortgeschafft waren, wurden Schwelle und Pfeiler des Thores von den Pönitentiaren mit Weihwasser gewaschen. Hierauf verrichtete der Papst, der sich inzwischen wieder auf seinen Thron zurückbegeben hatte, ein langes Gebet, während der Chor den Psalm Jubilate Deo sang. Mit entblößtem Haupte kniete nun Leo XIII., in der rechten Hand das Prozessionskreuz, in der linken eine brennende Kerze, auf der Schwelle der Porta Santa nieder, stimmte das Tedeum an und trat als Erster durch das heilige Thor, gefolgt von den Kardinälen, dem Hofstaate, Klerus und den Geladenen. Während seines Einzuges erklangen alle Glocken Roms.

*) Diese war bereits am 19. Dezember in Gegenwart des päpstlichen Majordomus Msr. della Volpe durch die Arbeiter von St. Peter zur Eröffnung vorbereitet worden. Man hatte die Innenseite demoliert — wobei man Kassetten mit Münzen und Dokumenten aus der Zeit Leos XII. fand — und die äußere Schicht im Rahmenband durchgesägt sowie durch Querschnitte derart zubereitet, daß sie durch einen Mechanismus bei der Zeremonie nach Innen zu Fall gebracht werden konnte.

In der Kirche traten die Vertreter der römischen Bruderschaften, die das heilige Thor zu bewachen haben, vor den Papst, der in einer kurzen Ansprache die Bedeutung des Jubiläums und ihres Ehrenamtes klarlegte. Noch verrichtete er ein kurzes Gebet vor dem Sakramentsaltar; dann ließ er sich zum Hauptaltar tragen, wo er der Versammlung den Segen spendete und den vollkommenen Ablaß verkündete. Er legte hierauf am Altar der Pieta die Pontifikalgewänder ab und zog sich in seine Gemächer zurück.

Dem greisen Pontifex wurden anläßlich der Feierlichkeit große Ovationen von der Versammlung dargebracht — man hatte gegen 10000 Pilger durch die Sakristei in die Kirche gelassen — und er war sichtlich erfreut darüber, daß das Evviva il Papa Re so häufig erklang.

Zur selben Stunde, als der Papst die Porta Santa der Peterskirche erschloß, eröffneten nach altem Brauche mehrere Mitglieder des Kardinals-Kollegiums die „heiligen Pforten" der übrigen Hauptkirchen Roms. Kardinal Satolli vollzog die Zeremonie mit einem von den Katholiken Frankreichs gespendeten Hammer in der Basilika San Giovanni in Laterano, Kardinal Vanutelli (Vincenzo, der Bruder des Pönitentiars) mit einem von den Katholiken Italiens gestifteten Hammer in der Basilika Santa Maria Maggiore und Kardinal Oreglia mit einem von deutschen Katholiken gespendeten Hammer in der St. Paulskirche.

Schon im Dezember trafen mehrere Pilgerzüge in Rom ein, ein italienischer und ein portugiesischer, an welch letzterem der Patriarch von Lissabon und vier Bischöfe teilnahmen. Angeblich sollen im Monat Januar 75000 Pilger erwartet werden, und man berechnet auch bereits die Gesamtzahl der in Rom während des Jubeljahres eintreffenden Teilnehmer an Pilgerzügen auf vier Millionen. Selbstverständlich läßt sich diese Zahl nicht vorausbestimmen, und böse Zungen behaupten, daß sie deshalb so hoch angegeben wird, um den Fremden die hohen Preise, die schon jetzt in Rom zu bezahlen sind, begreiflicher erscheinen zu lassen. Auch im Vatikan selbst ist man ja nicht abgeneigt, während der Gnadenzeit materielle Spenden entgegenzunehmen. Die Donationen der einzelnen Pilgerzüge wie auch katholischer Souveräne während des heiligen Jahres werden dem heiligen Petrus wieder ansehnliche Summen zuführen, sodaß man für die Verminderung des Peterspfennigs während der letzten Jahre wieder entschädigt werden dürfte.

Charles Henri

Lavaters Tagebuch

Johan Caspar Lavaters Rejse til Danmark i Sommeren 1793, udgivet paa Foranledning af Lehnsgreve C. E. Reventlow ved Louis Bobé. Kjöbenhavn 1898, Lehmann & Stages Forlag. (Johann Caspar Lavaters Reise nach Dänemark im Sommer 1793, herausgegeben auf Veranlassung von Graf C. E. Reventlow durch Ludwig Bobé. Kopenhagen 1898. Verlag von Lehmann und Stage.) XLVI und 175 Seiten.

Dieses Buch wird trotz seines interessanten Inhalts vermutlich weniger Beachtung finden, als es verdient, da die Einleitung (46 Seiten) in dänischer Sprache geschrieben ist. Den Hauptinhalt macht ein Tagebuch Lavaters aus (112 Seiten), das in der Sprache des Originals, also der deutschen, abgedruckt ist. So sind die Anmerkungen und das Register gleichfalls dänisch geschrieben, die beigefügten Briefe wiederum in deutscher Sprache veröffentlicht. Den vollen Genuß hat also eigentlich nur, wer dieser beiden Sprachen mächtig ist. Aber auch wer die gelehrten Beigaben des Verfassers, der im Reichsarchive zu Kopenhagen angestellt ist; nicht lesen kann, wird in dem Tagebuche, sowie in der angehängten Lavaterschen Korrespondenz Manches finden, was ihn anzieht. Es giebt freilich heute keine Lavater-Gemeinde mehr, wie vor hundert Jahren, der jede

Zeile des von ihr ebenso heißgeliebten als von Andern schwer gehaßten Züricher Propheten wie eine Offenbarung erschien; aber wer sich für das kirchliche Leben zur Zeit unserer großen klassischen Dichter interessiert, dem begegnet immer wieder diese rätselhafte Gestalt, der mindestens das Originelle nicht abgesprochen werden kann. Am 2. Januar 1901 ist der hundertjährige Todestag Lavaters. Wir wollen beileibe nicht etwa ein Monument für ihn in Anregung bringen — wohl aber wäre ein Denkmal in der Form einer eingehenden Biographie erwünscht, welche die Veröffentlichungen der jüngsten Zeit berücksichtigte und ein möglichst objektives Bild des eigenartigen Mannes darböte. Für eine solche Biographie würde auch das uns vorliegnde Werk viel Material darbieten.

In der Einleitung ist sehr eingehend das Verhältnis Lavaters zu einer geheimen Gesellschaft in Dänemark geschildert, welche behauptete, daß sie in unmittelbarem Verkehr mit dem Heiland stehe und von ihm direkte Antwort erhalte. Die Sache hat ihn so lebhaft interessiert, daß er im Sommer 1793 selbst nach Kopenhagen reiste, um jenen Kreis kennen zu lernen, der sich besonders um den Landgrafen Prinz Karl von Hessen und dessen Gemahlin scharte. (Die Silhouetten dieser beiden fürstlichen Persönlichkeiten sind beigegeben). Sein Besuch galt zunächst diesem Prinzen, mit dem er in Schleswig und in Luisenlund sich mehrfach auf der Hin- und Rückreise besprach; sodann verweilte er bei dem gräflich Bernstorffschen Paare nahe bei Kopenhagen und suchte auch das dänische Kronprinzenpaar auf. Ein Graf Cajus Reventlow begleitete ihn auf diesen Reisen fast unabläßig. Alle diese Verhältnisse sind, was Seite XIII—XXXVII anlangt, nach Angabe des Verfassers allein nach handschriftlichen Quellen geschildert, die teils in der Züricher Stadtbibliothek, teils in der Königlichen Bibliothek zu Kopenhagen sich befinden.

Das Tagebuch, von dem Bobé einen Teil veröffentlicht, befindet sich im Besitze von Fräulein Marie Finsler, deren Vater er 1897 aufgefunden hat. In diesem Werke ist nur der Teil, der sich auf Dänemark, Holstein und Hamburg bezieht, abgedruckt (er betrifft die Zeit vom 8. Juni bis 19. Juli 1793). Dieses Vorgehen erklärt sich daraus, daß man über den Anfang der Reise schon durch ältere Veröffentlichungen unterrichtet war.

Wer nun freilich in dem Tagebuch sowie den angefügten Briefen vollen Aufschluß über jene geheime Gesellschaft sucht, wird sich enttäuscht fühlen, da der Landgraf charakteristischer Weise Lavater selbst in Bezug auf viele Punkte die Auskunft verweigerte mit der Bemerkung: „Das gehört zur Lehre, und das versiegle ich." Lavater schied auch trotz aller freundschaftlichen Besprechungen nicht als Adept aus diesem Kreise: so sehr ihn Einzelnes, was er erfahren hatte, innerlich beschäftigte, fühlte er sich doch entschieden zum Widerspruch herausgefordert. Das hindert ihn aber nicht, an die ehrliche Gesinnung dieser Leute zu glauben. Mag man Lavater in dieser Hinsicht als leichtgläubig und vertrauensselig tadeln, — vielleicht ist doch solches Vertrauen entschuldbarer als zu schroffes Aburteilen über Menschen anderer religiöser Richtung, wie man dem so häufig begegnet. Dabei war er freimütig genug, dem Landgrafen Karl, nachdem ihm dieser die Lehre dargelegt hatte, ins Gesicht zu sagen: „Ungenießbar, unerwiesen, gekünstelt, geschraubt, grundlos von einem Ende zum andern." Auch sonst äußert sich der republikanische Schweizer als „Unhöfling" oft recht derb über die höfischen Sitten und Gebräuche, die er mehrfach mitmachen mußte. So stöhnt er einmal: „O Welt, o Gebundenheit!" Im Vorzimmer des Kronprinzen mußte er lange warten, noch dazu an einem Samstagabend, da er den folgenden Tag predigen sollte. Das veranlaßt ihn zu der Aeußerung des Unmuts: „O Langeweile in den Vorzimmern der Großen! O Not für die Draußen stehenden!" Als er endlich vorgelassen wurde, redete er mit dem hohen Herrn so ungebunden freimütig, daß er „mit keinem Bürger in Zürich freimütiger sprechen konnte," sodaß der Kronprinz laut über seine Offenheit lachte. Ein andermal schreibt er: „Dann kehren wir zu uns zurück, weil wir dem langweiligen Tagfressen — dem Glanzwesen am Hofe, obgleich eingeladen, nicht beiwohnen mögen."

Originell ist auch die Schilderung eines Besuchs bei Claudius in Wandsbeck, bei dem er u. A. einige Damen vorfand, die ihm als „decidierte Antichristinnen" bezeichnet wurden. „Dann setzten wir uns, schreibt er, in eine zierliche Sommerlaube zusammen — und die gelehrten Weiber quäftionierten, behorchten, bepulsgriffen, beguckten, beschielten und visitierten mich von allen Seiten — und schienen mich weder so ungeheuer schwärmerisch noch so transchant und eigensinnig zu finden, als man mich ihnen tausendmal vorgemalt haben mag." — Eine Unterredung mit Klopstock auf der Rückreise, zu der sich dieser bestimmen ließ, nachdem er sich Lavaters Besuch bei der Hinreise verbeten hatte, drehte sich um die Frage, ob Lavater Anspruch auf Inspiration erhob. Klopstock hatte nämlich von einem Verehrer des Züricher Propheten Etwas derart gehört. Lavater lächelte, daß ein vernünftiger Mensch das unbefangenste Wort von der Welt so armselig und lächerlich mißverstehen könne, und erklärte Klopstock, was er gemeint habe. „Die unstudiertesten Stellen meiner Schriften, die ich im heißesten Gedränge schrieb, sind bisweilen die glücklichsten, die inspiriertesten, an denen ich Nichts zu ändern wüßte, und denen oft die mühsamst ausgearbeiteten nicht gleich kommen." Er sagte schließlich noch: „Man erlaubt sich Alles gegen mich. Man darf Alles, das Unschuldigste, lächerlich machen — nun Gott Lob, daß Sie mich wenigstens angehört haben."

Von anderen bekannten Namen begegnen uns teils im Tagebuch, teils in der Korrespondenz der „mehrere Stufen durchgegangene" Goethe (der im Register übersehen ist), dessen Frankfurter Jugendfreund Philipp Passavant, Auguste Bernsstorff geb. Stolberg, die ehedem mit Goethe korrespondiert hatte, Karl Friedrich Cramer, Nicolovius, Hudtwalker, Heß, B. G. Niebuhr, Pfenninger, Herder. Das Buch hat, obwohl in Dänemark gedruckt, im deutschen Texte wenig Druckfehler; Manches, was so aussieht, ist auf die Rechnung der etwas seltsamen Lavaterschen Orthographie zu setzen. Dechent

---

An das evangelische deutsche Volk

Evangelische Christen, die aus ganz Deutschland zum Kongreß für Innere Mission in Straßburg versammelt waren, haben uns den Auftrag erteilt, bei dem Beginn des neuen Jahrhunderts ein Wort an unser Volk zu richten. In ihrem Namen reden wir, wie die feierliche Stunde des abschließenden und anfangenden Jahrhunderts es uns aufs Gewissen legt.

Gott hat in dem abgelaufenen Jahrhundert Großes an unsrem Volk wie an der Kirche der Reformation gethan. Vor hundert Jahren war das deutsche Reich zerrissen und zerklüftet, von dem französischen Welteroberer mit Vernichtung bedroht. Heute sind wir, in dem Feuer siegreicher Schlachten zusammengeschmiedet, ein einiges Volk. Damals lag der Protestantismus unter dem Bann einer öden Weltanschauung, die keinen lebendigen Gott und keinen wahrhaften Erlöser kannte. Heute wissen wir wieder, was für das deutsche Herz, Haus und Volk das evangelische Christentum bedeutet. Aus der Not und Hilfe der Freiheitskriege wurde der Geist weltüberwindenden Glaubens geboren. Eine Erweckung zu neuem Leben in Gott hob die Geister aus dem Staube empor. Gewaltige Prediger drangen mit ihrer Glaubensmacht in das innerste Herz des Volkes, und fromme Christen aller Stände halfen das heilige Feuer schüren. Immer reicher entfaltete die theologische Wissenschaft die in der heiligen Schrift verborgenen Schätze der Weisheit und Erkenntnis zur Vertiefung des Glaubenslebens. Und die lebendig gewordenen Christen legten Hand ans Werk, zuerst der Aeußeren, dann der Inneren Mission. Mit Fug und Recht heißt das neunzehnte Jahrhundert das Missionsjahrhundert der evangelischen Christenheit. Alle diese Erinnerungen und Errungenschaften müssen unsere Seele mit demütigem Dank erfüllen.

Auch an dem friedlichen Wettbewerb der Nationen hat

unser Volk durch emsige Arbeit in Stadt und Land, in Werkstatt und Fabrik unter Gottes Segen erfolgreich teilgenommen. Wie in keiner anderen Zeit zuvor hat die Menschheit in Erfüllung des göttlichen Befehls: „Machet sie euch unterthan!" die Erde und ihre Kräfte zu beherrschen gelernt. Dazu haben deutscher Geist und deutsche Kraft ihren reichen Anteil beigetragen und den Stand menschlicher Wohlfahrt erhöhen helfen. So bietet das alte Jahrhundert am Schluß den Anblick eines wunderbaren Aufschwungs des gesammten Kulturlebens, das neue bei seinem Anfang die Verheißung gewaltigen Weiterstrebens. Und während die Völker, in denen einst die Gegenreformation am erfolgreichsten gewirkt hat, immer schwerer um ihre staatliche und nationale Existenz ringen, weiß die evangelische Christenheit Gott Dank, daß alles Große und Herrliche, was sie erreicht hat, ihr zur Teil geworden ist als der Erbin und Hüterin der Güter, die ihr in der Reformation der Kirche Christi geschenkt sind.

Dies glänzende Bild hat freilich seine dunkle Kehrseite. Die Entfaltung der Weltkräfte hat den Weltsinn zu einer unheimlichen Stärke anwachsen lassen. In der Beschäftigung mit den Naturmächten ist die Pflege des Seelenlebens verkümmert. Ueber der Arbeit an der Schöpfung hat ein Teil der Kinder des neunzehnten Jahrhunderts den Schöpfer vergessen, und ein Abfall von Gott und allem Göttlichen, wie er entschiedener nicht sein kann, ist über weite Kreise gekommen. Auch bei Vielen, die zur Kirche halten, hat der christliche Charakter gelitten und der Geist der Hingebung abgenommen; sie stellen weder ihre Person noch ihr Hab und Gut in den Dienst des Reiches Gottes. Schwere Gebrechen nagen an dem Marke unseres Volkslebens: Zuchtlosigkeit, Fleischeslust und Ueppigkeit überwuchern bei Alt und Jung, in allen Ständen, den Sinn für Sittenreinheit und zerrütten das Familienleben, dessen Pflege einst der Schmuck unseres deutschen Volkes war. Und der öffentliche Geist, losgelöst von der göttlichen Offenbarung, schützt nicht mehr, wie er sollte, die ewigen Ordnungen Gottes gegen ihre Verwüster und die Heiligtümer des Glaubens gegen ihre Verächter. In einer Welt, die mehr als je zu ihrem Bestande und Fortschritt der Lebenskräfte des Evangeliums bedarf, ist das Evangelium von vielen, sonst tüchtigen Menschen verkannt, verurteilt und verachtet.

Am schwersten machen sich die Wirkungen dieser Notstände auf dem Gebiete der sozialen Bewegung fühlbar. Ohne Zweifel ist der Eintritt der arbeitenden Klassen als mitbestimmender Macht in die christliche Völkerwelt die folgenreichste Erscheinung, die das scheidende Jahrhundert darbietet, und die Ueberwindung der daraus erwachsenen Kämpfe die schwerste Aufgabe, die es dem aufsteigenden Jahrhundert hinterläßt. Noch fehlt dem Staate für diese Kämpfe die wirksame Waffe,*) den führenden Klassen das klare Verständnis, der Kirche das rechte Wort des Friedens. Große Verschuldungen auf allen Seiten haben die Geister verwirrt, die Herzen verbittert, das gegenseitige Vertrauen durch Uebermut und Neid ertötet. Deutschland, im Herzen Europas gelegen und im Laufe der Jahrhunderte in die Mitte aller entscheidenden Geisteskämpfe gestellt, wird auch an der Durcharbeitung der durch die soziale Bewegung geschaffenen Fragen in erster Reihe teilnehmen müssen. Von seiner Begründung an hat sich das neuerstandene Reich vor diese Aufgabe gestellt gesehen und zu ihrer Lösung neue Wege betreten. Die deutsche evangelische Kirche aber ist schon um die Mitte des Jahrhunderts durch die prophetische Stimme Wicherns aufgerufen worden, in allen ihren lebendigen Gliedern durch Gebet und Arbeit mitzuhelfen an der Heilung der Schäden und Nöte des Volkslebens. Dieser Ruf ist nicht ungehört verhallt. Eine reiche Liebesthätigkeit, die im Glauben wurzelt, ist in der evangelischen Kirche erblüht, hat manche Wunde am Volkskörper geheilt und den Weg zur Versöhnung der Stände unter einander gewiesen.

*) Vgl. hierzu die authentische Erläuterung in Nr. 4. Es ist dabei nur gedacht „an die reformfreundlichen Bestrebungen des Staates, durch welche allein die Sozialdemokratie in wirksamer Weise überwunden werden kann." D. H.

Aber Größeres ist not, als bis jetzt geschehen ist. In der evangelischen Christenheit muß das Bewußtsein mächtig werden, daß das Evangelium das einzige Heilmittel ist zur Gesundung unseres Volkslebens wie zur Herbeiführung eines dauernden Friedens in unseren sozialen Kämpfen. Der Opfersinn, der unsere Väter im Glauben dazu trieb, Gut und Blut freudig hinzugeben, muß wieder erwachen. Wer in dem Evangelium von Christo das ewige Gut gefunden hat, wird das irdische Gut als ein anvertrautes Pfund ansehen, für dessen Verwendung zu höheren Zwecken und im Dienste des Nächsten er seinem Gott verantwortlich bleibt. Wer erkannt hat, daß wir Alle, durch Christum mit Gott versöhnt, Brüder sind, wird sorgen, daß aller treuen Arbeit ihr Lohn werde, daß der Starke dem Schwachen diene und jede Not rechtzeitige Hilfe finde. Wer die Gnade Gottes, die uns in Christo selig macht, am eigenen Herzen erfährt, wird in Demut sich zu den Gefallenen und Verlorenen herabneigen, um sie wieder auf den rechten Weg zu führen. Gottesfurcht und deutsche Treue, Zucht und Sitte im Hause, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit im öffentlichen Leben gedeihen nur auf dem Boden des Glaubens, der im Evangelium den Frieden des Gewissens und die Kraft eines neuen Lebens gefunden hat.

Thut Buße und glaubet an das Evangelium! Mit diesem Wort, schärfer denn kein zweischneidig Schwert, hat Jesus Christus seine Verkündigung des Himmelreichs begonnen. Es weist allen Jahrhunderten den Weg der Rettung und des Heils. Daß jeder Stand und Beruf seine Schuld erkennt und seine Pflicht erfüllt, am Reiche Gottes mitzuarbeiten, ist der Anfang zur Besserung. Gott sei Dank, noch sind in unserm Vaterlande blühende Stätten evangelischen Glaubens und freudigen kirchlichen Lebens. Wir brauchen nicht zu verzagen, sondern sollen hoffen. Auch wo es nicht gut steht, kann es durch Gottes Gnade wieder besser werden. Alle evangelischen Deutschen, Hoch und Niedrig, Reich und Arm, rufen wir auf zum heiligen Kampf und zur ernsten Arbeit für die hohen Güter des evangelischen Glaubens und Lebens. Wenn Alle, die an die Wahrheit des seligmachenden Evangeliums und an die Zukunft des Volkes der Reformation glauben, sich zusammenthun und dafür mutig im öffentlichen Leben eintreten, so wird Gott unsere Gebete erhören und neue Ströme des heiligen Geistes ausgießen, der allein eine Erneuerung unseres Volkes zu wirken vermag. Im Reiche Gottes ist es nie zu spät zur Umkehr. Aber es ist hohe Zeit. Darum zurück zum alten Evangelium und vorwärts mit Gott!

Der Zentral-Ausschuß für die Innere Mission
der deutschen evangelischen Kirche

Am 1. Januar 1900

Verschiedenes

Nochmals das Flottenflugblatt. Unmittelbar vor dem in Nr. 4 von uns aus religiösen Gründen beanstandeten Stück steht Folgendes zu lesen:

„Von der größten realen Bedeutung aber unter diesen ideellen Interessen Deutschlands über dem Weltmeer ist das Werk der Mission. Von den beiden großen christlichen Bekenntnissen, in denen die Bürger unseres Vaterlandes zu ihrem Heiland beten, sind zur Stunde mehr als 5000 Missionare ausgestreut über den ganzen Erdball, um die Botschaft des Evangeliums im dunkelsten Afrika, auf den Schollen des Stillen Weltmeeres, an den Hängen des Himalaja, an den Ufern des Hoang-Ho und des Amazonenstromes zu verkünden. Die Zahl der Gehilfen, die in dem Missionswerk thätig sind, beträgt mehr als 50000 und die Zahl der von der katholischen und der evangelischen deutschen (!) Heidenmission Bekehrten mehr als 5 Millionen. Das Kapital, das zur Unterstützung des Missionswerkes jährlich aufgebracht wird, übersteigt die Summe von 100 Millionen Mark."

Hierzu wird uns von zuverlässiger Seite geschrieben:

„Die neueste, mir bekannte Gesamtstatistik ist die des Dr. G. Smith von der schottischen Freikirche, vom Mai 1899, der für 1897 berechnet:

Gesamteinnahme	2 902 794 Pfund (= 58 055 880 Mk.)
Missionare	6 576
Missionarinnen	3 982
Kommunikanten	1 448 861
Eingeborene Pastoren	4 185
Andere eingeborene Helfer	67 754.

„Die Gesamteinnahme aller Missionsgesellschaften dürfte 1899 schon die 60 Millionen überstiegen haben. Die Zahl der Getauften beträgt etwa das Dreifache der Kommunikantenzahl, d. h. 4546583. Dies trifft also ungefähr mit den Ziffern des Flugblatts zusammen.

„Aber mit Unrecht erweckt das Flugblatt den Schein, als gälten diese Zahlen für die deutsche Mission. Deutschland ist an dem Gesamtergebnis in der Weise beteiligt, daß 1898: 800 (799) Missionare in Arbeit standen, 344 722 Heidenchristen gesammelt waren, die Gesamtausgabe 5 524 775 Mk. betrug.

„In den deutschen Kolonien arbeiteten im letzten Jahr etwa 162 evangelische Missionare (Togo 17, Kamerun 41, Deutsch-Südwestafrika 27, Bismarckarchipel 3, Neu-Guinea 13, Marschall-Inseln 1, Deutsch-Ostafrika 60). Ich habe diese Zahl aus dem neuen Weißbuch ausgezogen. Die Berichte über Mission sind leider in diesem amtlichen Werke ungenügend, die Nachrichten über die katholische Mission so lückenhaft, daß ich dafür keine Ziffer geben kann."

Deutsche Krankenpflege-Zeitung. Unter diesem Titel wird nun schon im dritten Jahrgang eine Fachzeitung für die Gesamtinteressen des Krankenpflegeberufes im Verlag von Elwin Staude in Berlin von Dr. Paul Jacobsohn ebenda herausgegeben, unter Mitwirkung von mehreren Aerzten, einem Pfarrer und dem uns wohlbekannten Professor Zimmer. Die Zeitung erscheint am 5. und 20. jedes Monats im Umfang von durchschnittlich 16 Seiten Großoktav und kostet jährlich 6 Mk. Aus dem bisher vorliegenden Inhaltsverzeichnis teilen wir unsern Lesern die Titel einiger Aufsätze mit: Wöchnerinnen-Asyl- und Haus-Pflege; Unterhaltung im Krankenzimmer; Allgemeine Erfahrungen bei der Bereitung von Krankenspeisen; Die Bedeutung der Ruhe für den Kranken; Die Pflege der gesunden Wöchnerin; Ueber Nachtwachen im Hospital und im Privathause; Religion und Krankenpflege; Die Kleidung der Amerikanerinnen; Deutsche Krankenpflege im Auslande; Pfarramt und Krankenpflege; Einige Bemerkungen über den Umgang mit Kranken; Krankenkomfort und Krankenpflegetechnik; Die Beschäftigung der Kranken; Wasseranwendung in der Krankenpflege; Bericht über den Tuberkulose-Kongreß in Berlin; Ueber den Mangel an geistiger Anregung in unsern Krankenhäusern; Sind die selbständigen Krankenpfleger und Krankenpflegerinnen berechtigt, mit den Diakonissen und Schwestern auf gleiche Stufe gestellt zu werden, oder nicht? Welches sind die Ursachen des bestehenden Mangels an evangelischen Krankenpflegerinnen? — Auch für die so nötige soziale Hebung und äußere Sicherstellung der Krankenpflegepersonen tritt das Blatt ein. Außer einem Feuilleton, das persönliche Erlebnisse aus der Krankenpflege bringt, finden wir noch Rubriken für amtliche Veröffentlichungen, kleine Mitteilungen, Vereinsnachrichten ohne Rücksicht auf die Konfession der Vereine, Bücherbesprechungen.

Es bedarf nicht erst des Hinweises, daß dies einzige bisher in Deutschland bestehende Fachorgan für den Krankenpflegeberuf denen, die sich denselben zur Lebensaufgabe gemacht haben, große Dienste leisten wird. Aber auch Jeder sonst, der einmal Kranke zu pflegen hat, — und wer hätte das nicht? — wird aus dieser wirklich gediegenen Zeitschrift Etwas lernen können. Alles in allem: ein guter Inhalt, klar und allgemein verständlich dargestellt; daher Jedem sehr zu empfehlen, der sich für die Bestrebungen in der öffentlichen und privaten Krankenpflege interessiert oder interessieren muß.

Karl Knopf

Rothelitteratur. Vergl. 1899, Nr. 1 und 14.

Richard Rothe, ein theologisches Charakterbild. Von Lic. Paul Mezger, Professor in Basel. Berlin, Reuther und Reichard 1899. 77 Seiten. 1,20 Mk.

Als ein wertvoller Nachzügler zur Rothelitteratur hat sich das Schriftchen von Mezger eingestellt. Es enthält zwar in Inhalt und Auffassung nichts Neues, giebt aber eine sehr liebevolle Darstellung der persönlichen Entwickelung Rothes mit zahlreichen gut ausgewählten eigenen Worten Rothes. Seine Hauptabsicht ist, Rothes Theologie als die Frucht gerade dieser besonderen persönlichen Charakteranlage und Lebensführung verständlich zu machen und die aus einem so tiefen, originellen und innerlichen persönlichen Erleben geflossene Theologie in ihrer Bedeutung auch noch für die Gegenwart zu würdigen. Dabei ist freilich meines Erachtens die außerordentliche Absonderlichkeit des Gedankenbaus, den der stille Grübler sich aus allerhand entlehnten Steinen nach eigenem Grundriß erbaute, nicht ernstlich genug in Betracht gezogen. Rothe hat in frühester Jugend schon immer gerne etwas Besondres für sich und andere Meinungen als Andere gehabt. Die Eigentümlichkeit der in ihm aufkeimenden Theologie, die doch aus sehr wohl verständlichen allgemeinen Motiven hervorging, erschien ihm zuerst lediglich als Ausfluß seiner Individualität, mit der er sich überhaupt sehr gerne beschäftigte und in deren Absonderlichkeit er immer einen gewissen Genuß fand, den er dann wieder durch eine extreme Bescheidenheit milderte. Auch später, als er dieser Theologie eine notwendige Stelle in der modernen Entwicklung einzuräumen suchte, hat er sie in Theorie und Praxis mit Vorliebe möglichst paradox und verwunderlich gestaltet, Gegner und Freunde verblüfft. So ist es doch wohl nicht möglich, seine Entwicklung als eine normale und seine Theologie mit schwerem dogmatischen Ernst zu behandeln. Sie ist doch mehr ein höchst individuelles poetisches Erzeugnis, in dem freilich überaus tiefe und fruchtbare Gedanken mit enthalten sind. Mezger legt es aber weniger darauf an, diese Gedanken auszusondern, als darauf, das Ganze seiner Theologie mit den nötigen Korrekturen seiner Spekulation durch Ritschlsche Antimetaphysik und seiner Unkirchlichkeit durch praktisch-kirchliche Gesichtspunkte als dauerndes und normales Muster einer Vermittlungstheologie zu schildern. Die einzelnen Schilderungen, wie die seiner Ethik, sind sehr gut gelungen und die Analyse der sie zusammensetzenden Elemente ist sehr zutreffend. Aber dabei zeigt sich auch, wie zusammengesetzt und uneinheitlich der ganze Gedankenbau ist.

Zur Erinnerung an Richard Rothe. Von Dr. Spörri. Hamburg, Leippel 1899. 56 Seiten. 1 Mk.

Freunde des ehemaligen reformierten Hamburger Pastors Spörri und Verehrer Rothes haben aus Anlaß der Rothe-Feier einen Neudruck der Abhandlungen veranstaltet, die Spörri einst unmittelbar nach Rothes Heimgang in den „Zeitstimmen aus der reformierten Kirche der Schweiz" 1867 und 68 dem Andenken des Meisters gewidmet hatte. Der Neudruck darf dankbar von allen Verehrern Rothes begrüßt werden, da die Abhandlungen vielleicht das genaueste und klarste Bild von Rothes theologischem System geben. Das System ist als fertiges dabei vorausgesetzt und in der von Rothe beabsichtigten spekulativen Folgerichtigkeit entwickelt. Es kommt Spörri nicht sowohl darauf an, die Entstehung dieser Gedankenwelt, ihr Zusammenströmen aus verschiedenen Quellen und ihre endgiltige Zusammenfassung zu dem Schein eines a priori notwendigen Ganzen zu schildern, als vielmehr das Ergebnis als Ganzes zu nehmen. Er hält es nicht mit Unrecht für den Hauptgewinn, „daß Rothe zum ersten Male wieder in großartigster Weise Alles, was man gewöhnlich als systematische Theologie bezeichnet, in Einen Guß aufgelöst, und, was sonst an Dogmatik und Ethik verteilt war, in Einen Organismus zusammengewirkt hat." Er hätte noch hinzusetzen dürfen, daß es sein besonderes Verdienst ist, den prinzipiellen Neubau der Theologie gerade als Ethik aufgeführt zu haben. Denn so viel Absonderlichkeiten dem Rotheschen System seinen merkwürdigen Charakter geben und ihm jede unmittelbare Einwirkung auf die Theologie unmöglich machen, so bleibt es doch seine große Erkenntnis, daß eine wissenschaftliche Darstellung der bleibenden Wahrheit des Christentums keine Dogmatik und keine Glaubenslehre und kein Nebeneinander von Ethik und Dogmatik, sondern nur eine umfassende auf religiöser Grundlage errichtete Ethik sein kann. Der Zug zum Ganzen, der in einer zersplitterten und verstümmelten Theologie sich immer wieder gerührt hat, ist von ihm mustergiltig auf eine universale, religiös begründete und zugleich das Leben praktisch normierende Ethik gelenkt worden.

Troeltsch

Die chinesische Philosophie und der Staatskonfuzianismus. Von M. von Brandt. Stuttgart, Strecker und Moser 1898. 121 Seiten. — Der bekannte ehemalige Gesandte des Deutschen Reiches in Peking hat mit diesem Schriftchen seinen politischen Abhandlungen über das ostasiatische Problem einen kurzen Bericht über die Geschichte der chinesischen Philosophie, ihre Hauptzweige, ihre staatlich anerkannten klassischen Schriften und über ihre Kämpfe unter einander sowie ihr Verhältnis zur chinesischen Religion folgen lassen. Er wird sich schwerlich eine gleiche Anerkennung erwerben, da der Verfasser keinerlei Sinn für Religionsgeschichte, für das Verhältnis von Volksreligion und Philosophie und für die besondere Artung dieses Verhältnisses in China zeigt. Auch ist die Darstellung sehr mangelhaft geordnet, abschweifend und stilistisch gar nicht einwandfrei. Daß sie auf sekundären Quellen aufgebaut ist, ist freilich bei der Lage der Sache nicht zu verwundern. Wenn das Büchlein trotzdem interessiert, so kommt das von dem Stoffe, der uns eine uralte Kultur mit uralter Religion und einer die Religion reformierenden und ergänzenden Philosophie zeigt, der hier gelungen ist, was ihr sonst nirgends gelungen ist, die Volksmoral offiziell zu bestimmen. Sie hat das freilich nur durch religiöse Ergänzungen ihrer Klassiker und durch starken politischen Zwang erreichen können. Zugleich zeigt sie charakteristisch die Gestalt einer von religiösen Zwecken und Hintergedanken gelösten oder doch in dieser Hinsicht zurückhaltenden Moral, die Beschränkung auf eine Anzahl innerweltlicher Zwecke in dem Sinne eines brauchbaren, aber philiströsen juste milieu. Die ethische Kultur „beruft sich nicht ohne Grund, auf die Chinesen," sie würde etwas Aehnliches hervorbringen und nur bei uns wohl schwerlich einen Staatskonfuzianismus erzeugen können. Im Sinne solcher ethischen Kultur ist auch die Beurteilung des Herrn v. Brandt sehr freundlich gehalten. Er rühmt der Staatsphilosophie nach, daß bei ihr wenigstens Inquisition und Anarchismus unmöglich seien.

Troeltsch

Peter Halket in Maschonaland. Von Olive Schreiner. Deutsch von Helene Lobedan. Berlin, F. Dümmler 1898. 1.60 Mk. Weihnachten ist zwar vorbei, aber ein gutes Buch zu kaufen, ist auch nach Weihnachten Zeit. Ich erlaube mir daher die Aufmerksamkeit des Lesers auf ein kleines Büchlein zu lenken, das ich eben gelesen habe. Es ist ein sehr merkwürdiges Erlebnis eines armen englischen Soldaten, „gemietet um erschossen zu werden", in Südafrika. Man sieht, ein sehr „aktuelles" Thema. Und aktuell noch in einem allgemeineren Sinn: Peter Halket, so heißt der Held der Geschichte, kommt in einer Nacht, die er in Südafrika, von seinen Gefährten abgekommen, einsam an seinem Feuer zubringt, den unendlichen Himmel und die Sterne über sich, die unendliche Wüste um sich, in allerlei schwere

Gedanken über das Geschäft, das ihn hierhergeführt, das Geschäft des Totschlagens und des Geldmachens. Und der ihm diese Gedanken erregt, das ist ein einsamer Wüstenwanderer, der sich im Lauf der Nacht zu ihm an sein Feuer gesetzt hat. Es ist ein seltsamer, spukhafter Wanderer, er erinnert ihn an seine Mutter und überrascht ihn dadurch, daß er seinen Namen weiß, den Namen, bei dem ihn seine Mutter gerufen hat; er weiß so wunderbar zu reden und zu schweigen, daß unserem Peter Simon ganz seltsam und verlegen zu Mut wird — und doch, als ob er den Mann schon lange gekannt habe. Und wie er näher zusieht, wird er gewahr, daß der Mann an Händen und Füßen Wundmale hat — — — es ist der Herr, der dem Peter Halket in der einsamen Nacht an seinem Feuer erscheint und ihm die seltsamen Gedanken über das Geschäft, das ihn hergeführt, das Geldmachen, und das andere Geschäft, zu dem er gemietet worden, das Totschießen von Schwarzen, erregte. — Und das Ende der Geschichte ist, daß Peter Halket, nachdem er seine Truppe wiedergefunden hat, statt einen gefangenen Schwarzen zu erschießen, ihm zur Freiheit hilft und selbst erschossen wird, erschossen von einem Hauptmann im Dienst derselben Chartered Company, die ihn gemietet hatte, Schwarze zu erschießen.

Das „Gesicht Christi" von einem deutschen Autor, das vielleicht mancher Leser auf eine Empfehlung in diesen Blättern hin gelesen hat, reicht an diese kleine Geschichte, was den poetischen Wert und den innern Gehalt anlangt, nicht von ferne heran.

Die Uebersetzung ist so, daß man nie daran erinnert wird, eine Uebersetzung zu lesen. Friedrich Paulsen

Kleine Mitteilungen. Nur zehn Seiten lang, aber des Kaufes und Lesens herzlich wert ist die akademische Gedenkrede, die Beyschlag am 12. Januar in Halle gehalten hat und die nun unter dem Titel Deutschland im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts für 30 Pfennige bei Eugen Strien in Halle erschienen ist. Ergriffen müssen doch die Hörer gewesen sein, ergriffen wird auch der Leser, mag er dem äußerst persönlich Empfundnen zuweilen nicht beistimmen können, z. B. in dem gänzlich trostlosen Aburteilen über unsre moderne Litteratur. Mit dem Wort über Hörer aber sind wir ganz einverstanden.

Selbstanzeigen

Die Theologie als Wissenschaft. Von Pastor Lic. Ernst Rolffs. Hefte zur Christlichen Welt Nr. 38. Freiburg, Mohr 1899. 32 S. 60 Pf.

Die Theologie hat eine wissenschaftliche und eine kirchliche Aufgabe zu lösen. Beides scheint mit einander unvereinbar zu sein. Denn die Kirche bindet sie an eine heilige Ueberlieferung, und als Wissenschaft muß sie sich frei machen von jeder Voraussetzung und jedem Vorurteil. Es bliebe somit nichts Anderes übrig als eine Spaltung der Theologie in eine wissenschaftliche und eine kirchliche Hälfte, wie sie von Bernoulli vorgeschlagen ist. Es soll nun der Beweis versucht werden, daß diese letzte Konsequenz auf falsche Prämissen zurückweist. 1. Eine voraussetzungslose Wissenschaft giebt es nicht. Denn jede Wissenschaft geht von der Voraussetzung aus, daß die genaue Erkenntnis der Thatsachen der sinnenfälligen Welt wie des geistigen Lebens in ihrem gesetzmäßigen Zusammenhang unbedingten Wert hat. Diese Voraussetzung vom unbedingten Wert der Wahrheit ist ein Vorurteil, in dem Nietzsche mit Recht eine Nachwirkung des religiösen Glaubens erkennt. 2. Eine außerkirchliche Theologie kann es nicht geben. Denn der Theologe muß selbst Religion haben, wenn er die Religion wissenschaftlich untersuchen will; lebendige Religion giebt es aber nur innerhalb einer religiösen Gemeinschaft. Er ist daher an eine religiöse Gemeinschaft gebunden. Er muß dabei theoretisch zwar die Möglichkeit einer Entwicklung der Religion über die Stufe dieser Gemeinschaft zugeben. Aber das hat praktisch keine Bedeutung, solange diese Stufe der Religion sich als die relativ höchste darstellt. — In einem Schlußteil wird der Versuch gemacht, die Ansprüche der Kirche an die Theologie und die Rechte der Theologie gegenüber der Kirche zu umschreiben.*)

Stade Rolffs

Gott in Christus. Von Friedrich Niebergall, Pfarrer. Hefte zur Christlichen Welt Nr. 40. Ebenda 32 S. 60 Pf.

Wir haben von unsern Lehrern gelernt, Gott in Christus zu erfassen. Wie leicht wird diese Erkenntnis zu einer unverstanden nachgesprochenen Schulformel! Zu einem innern Verständnis dieses Satzes suchte ich mir zu verhelfen, indem ich den Begriff der Welt als des Gebietes praktischer Arbeit einschob. Denn wenn wir an Gott denken, dann denken wir eben mit an die Welt. Und auf der andern Seite weist uns die Aneignung der Gedanken Jesu überall in die Welt hinein. Wenn uns als Sinn der Welt und als Ziel unsers Lebens die Gestaltung unsrer Person nach dem Bild und Sinn Jesu aufgegangen ist, dann sind wir im stande, Gott in Christus zu erkennen.*)

Kirn Niebergall

*) Es hat heute sein besonderes Interesse, daß der Verfasser bereits vor dem Fall Weingart Folgendes schrieb (Seite 28): „Die Schwierigkeiten und Gefahren, unter denen theologische Wissenschaft und kirchliches Leben gegenwärtig leiden, entspringen weit weniger aus dem Verhältnis von christlicher Religion und wissenschaftlicher Theologie als aus dem Gegensatz zwischen lebendiger Religion und rechtlich verfaßter Kirche. Darin steckt aber ein Problem, das alle Zeiten zu lösen haben, und das gegenwärtig nur besonders drückend empfunden wird, weil bei dem Parlamentarismus der Synoden und dem Terrorismus der Kirchenzeitungen eine pädagogische Handhabung des Kirchenregiments immer schwieriger wird und die Entwicklung der Kirche zu einem weltlich-geistlichen Rechtsinstitut unaufhaltsame Fortschritte macht." D H

*) Derselben Absicht dienen auch die jetzt eben in unserm Blatt erscheinenden Schriftbetrachtungen des Verfassers. — Zu Selbstanzeigen werden von jetzt an nur allerneueste Erscheinungen zugelassen. Die Bedingungen wolle man sich durch den Herausgeber zusenden lassen. D H

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Dienstag, 6. Februar 5—7, Rosenau: Thesen aus den im November gehaltenen Vorträgen über die Wahrheit der christlichen Religion.

Goslar. Mittwoch, 11. Februar, 5¼ Uhr im Achtermann: Er ist wahrhaftig auferstanden.

Hamburg. Montag, 19. Februar, abends 8 Uhr, Mosers Hotel am Rathausmarkt. Pastor Petersen, Ottensen, über: Schleiermachers bleibende Bedeutung.

Hannover. Mittwoch, 14. Februar, 5 Uhr bei Wachsning, Schillerstr. 25: Die jüngste Landessynode.

Magdeburg. Mittwoch, 14. Februar, nachmittags 3 Uhr bei Wuthe: Religion und Moral.

Zu Ostern d. J. ein **Hauslehrer**, cand. theol. oder min., gesucht für 9 Kinder verschiedener Familien, 6 Kn. 3 M., im Alter von 9—11 Jahren, in zwei Abteilungen gemeinsam zu unterrichten. Etwas Englisch, wenigstens für später, erwünscht. Reflektanten mit Aussicht auf mehrjähriges Bleiben bevorzugt. Gehalt 750 Mark und freie Station im Pfarrhause excl. Wäsche. Zeugnisse, Empfehlungen und wenn mögl. Photographie unt. Beif. d. Rückportos einzusenden an
Pastor **Gastrow**,
Bergkirchen b. Hagenburg, Schaumb.-Lippe

Der Kunstwart
Rundschau über Dichtung, Theater, Musik u. bildende Künste. Vierteljährl. 6 Hefte mit Bildern und Noten 3 Mk. Verlag von
Georg D. W. Callwey, München

Was willst Du werden?
Ratgeber bei der Berufswahl
Der Bäcker und der Conditor
Preis 50 Pfg.
Verl. von **Paul Beyer** in **Leipzig**

Erklärung

Auf die in Nr. 10 der Westdeutschen Zeitung enthaltene „Von der deutschen evangelischen Gemeinde in Rom" überschriebene Darstellung haben wir Unterzeichneten, soweit sie sich mit unserer Person befaßt, Folgendes zu erwidern:

Der Zwiespalt der Natur, welchen man uns vorwirft, weil wir jetzt mit Andern erklärt haben, „bisher noch keinen Grund gefunden zu haben, nach einem andern Gotteshause zu verlangen", im Jahre 1890 dagegen einen ersten Aufruf für den Kirchenbau unterschrieben hätten, in welchem gesagt wurde, die bisherige „Weise der kirchlichen Versorgung (in der Kapelle der deutschen Botschaft) genüge den Bedürfnissen der stetig wachsenden deutschen Kolonie nicht mehr, unsere evangelischen Landsleute bedürften einer eigenen Gemeinde, einer eigenen Kirche" u. s. w. — dieser Zwiespalt ist nicht uns zur Last zu legen. Denn jener Aufruf ist dem Einen von uns (Petersen) niemals zur Unterschrift vorgelegt, also auch von ihm nicht unterschrieben worden, natürlich auch kein Andrer für ihn zu unterschreiben beauftragt worden; dem Andern (Schultze) ist ein erster Entwurf des Aufrufs allerdings vorgelegt worden, aber wegen seiner . . . Fassung mit Entrüstung von ihm zurückgewiesen. Unter den in veränderter Fassung veröffentlichten Aufruf ist auch sein Name dann ohne sein Wissen und Zuthun gesetzt worden, wogegen er hier bei dem damaligen Botschaftsprediger Roennecke alsbald Verwahrung einlegte. Dies unterlassen zu haben, obwohl mir bei Zusendung des Aufrufs der mit meinem Namen getriebene Mißbrauch sofort bewußt war, ist meine (Petersens) Schuld.

Im Uebrigen konstatieren wir, daß in den zwei Versammlungen, welche einige Zeit vor jenem 1890, fälschlicher Weise mit unserer Unterschrift, veröffentlichten Aufruf auf Anregung des Lic. Roennecke abgehalten wurden, von uns beiden die Ansicht vertreten und, irren wir nicht, allgemein anerkannt wurde, daß nur im Einvernehmen mit der Botschaft vorzugehen sei, wie dann auch als Hauptgrund für einen in Aussicht zu nehmenden Kirchbau damals die Möglichkeit hingestellt wurde, daß einmal die Kapelle und der Prediger bei der Botschaft in Wegfall kommen könnte. Denn der „feste Bestand von 600 Seelen" unserer Landsleute, „um den sich im Winter die doppelte bis dreifache Zahl sammelt," war damals noch nicht erfunden.

Rom, den 16. Januar 1900.

Professor E Petersen F Schultze

Chronik der Christlichen Welt

10. Jahrgang. Vierteljährlich 1.50 Mk. Postnummer 1600
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen, Freiburg i. B. und Leipzig.

Nr. 3. Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse in der Römischen Kirche — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zum Fall Weingart; Kirchliches Leben in Sachsen-Weimar 1899; Ueber Blumhardt; Vermischte Nachrichten (Verschiedene kirchliche Verfügungen zur Jahrhundertwende; Ansprache des Zentralausschusses; Schriftleitung des Ev. Gembl. f. Rheinl.; Berichtigungen von D. Kaftan und von Broecker) — Anzeigen.

Nr. 4. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zum Fall Weingart — Verschiedenes: Ueber die Verhältnisse der deutsch-evangelischen Gemeinde in Rom; Aus der Innern Mission (Thätigkeit des Zentralausschusses, Fürsorge für die weibliche Jugend); Vermischte Nachrichten (Wilhelm Fabers Mohammedanermission; Kirchl. soz. Konferenz; Sächsische Missionskonferenz).

Predigtamtskandidat mit guten Zeugnissen sucht zum **1. April Thätigkeit**, ev. **Hauslehrerei.** Gef. Offerten an die Expedition dieses Blattes erbeten. Auskunft erteilen: Professor **D. Müller, Breslau,** Kaiser-Wilhelmstr. 107 u. Pfarrer **D. Rade, Marburg.**

Meine Schwester, die augenblicklich in Hamburg das Lehrerinnen-Examen für höhere Schulen macht, sucht zum April oder später Stellung als Erzieherin in **England.** Anerbieten bitte ich an mich zu richten.
Pfarramtskandidat **Beckmann**
Flensburg, Bergstraße 35

Pianinos v. Mk. 400.— an.
Harmoniums
von Mk. 80.— an.
Höchster Baarrabatt. Ratenzahlg. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung.
Gr. illustr. Katalog gratis-franco.
Wilh. Rudolph i. Giessen.

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshaus
empfehlen alle Arten
Paramente und Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter,
Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9.

Für die Passionszeit

empfehlen wir ganz besonders:

Die Leidensgeschichte Jesu Christi

Zwölf Predigten
von
H. Martensen

Zweite durchgesehene Auflage. Gr. 8°. M. 2,40, hübsch geb. M. 3,—
Inhalt: 1. Gethsemane. — 2. Die Einsamkeit. — 3. Der Herr und Petrus. — 4 Kaiphas. — 5. Judas Ischarioth. — 6. Herodes und Pilatus. — 7. Christus und Barrabas — 8. Pontius Pilatus. — 9. Das Aergernis. — 10. Die Einigkeit der Feinde. — 11 Der Gang nach Golgatha. — Das Lebenswort am Kreuze.

Am 1. Januar beginnt der neue Jahrgang!

Neue Abonnenten erhalten bis dahin gratis:

DIE UMSCHAU
Pro Quartal M. 3.00

DIE UMSCHAU

ÜBERSICHT ÜBER DIE FORTSCHRITTE UND BEWEGUNGEN AUF DEM GESAMTGEBIET DER WISSENSCHAFT, TECHNIK, LITTERATUR UND KUNST.

Jährlich 52 Nummern. Illustriert.

Preis vierteljährlich **M. 3.00.**

„Die Umschau" zählt nur die hervorragendsten Fachmänner zu ihren Mitarbeitern.

Probenummer durch jede Buchhandlung, sowie von der Geschäftsstelle der „Umschau", Berlin W 57 zu beziehen.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen, Freiburg i. B., Leipzig

In meinem Verlage erscheint in Kürze:

Hefte zur Christlichen Welt

№ 41

Aufgaben und Grenzen

der

lutherischen Dogmatik

Mit einem Nachwort zum Prozeß Weingart

Von

Constantin von Kügelgen,
Lic. d. Theol.

№ 42

Die Amtsentsetzung des Pastors Weingart in Osnabrück

Eine Streitschrift für den Frieden

Von

D. Dr. E. Sulze, Pfarrer em. in Dresden

Tübingen J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

Hoffmannsches Institut in Darmstadt

Höhere Mädchenschule und Pensionat

Zu Ostern 1900 eröffne ich neue Fortbildungskurse in Erziehungskunde, Volks- und Hauswirtschaftslehre und Gesundheitslehre, alle verbunden mit praktischen Uebungen. Die alten Kurse für Deutsch, fremde Sprachen, Weißzeugnähen, Kunstgeschichte u. Zeichnen bleiben bestehen. Pensionspreis 1000 M., für Pfarrtöchter Ermäßigung. Alles Nähere durch **C. v. Szczepanski,** staatlich geprüfte Schulvorsteherin.

J. T. RONNEFELDT
THEE
FRANKFURT a. M.

Beliebteste Sorten:

F. FAMILIEN-THEE	M. 2.50
F. CONGO	„ 3—
F. F. FAMILIEN-THEE	„ 3.50
F. F. SOUCHONG . .	„ 4—

Postsdg. v. M. 10 — an „Franco"

Ronnefeldt, Frankfurt a/M. Zeil 33.

Einbanddecken

für das Jahr 1900 sind bereits jetzt zu haben. Sie kosten je 1,60 Mk. und können durch jede Buchhandlung oder direkt vom unterzeichneten Verlag bezogen werden. Bei direktem Bezug wird das halbe Porto der Zustellung, für Deutschland 15 Pf., für das Ausland 35 Pf. berechnet.

Für denselben Preis sind auch wieder Einbanddecken für Christliche Welt und Chronik zusammen zu haben.

Außerdem stehen Einbanddecken zu allen früheren Jahrgängen zur Verfügung.

Wir bitten um freundliche Bestellungen!

Marburg Verlag der Christlichen Welt

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinr. Bauer in Marburg